

DISKUSSION

Andreas R. Hofmann, Leipzig

Neue Literatur zum napoleonischen Russlandfeldzug. Eine Auswahl

Runde historische Jahresdaten sind zumindest aus Sicht der Verlage gut für das Geschäft, wissenschaftlich dagegen oft von zweifelhaftem Nutzen, liefern sie doch Vorwände für publizistische Schnellschüsse, die den Blick auf die Thematik meist eher verstellen als schärfen. Immerhin bieten diese Jubiläen Gelegenheit, ein größeres Publikum auf ein wichtiges Thema hinzuweisen und manch verdienstvolles, aber übersehenes oder vergessenes älteres Werk wieder aufzulegen. Dieser Literaturbericht befasst sich mit einigen Publikationen, die außerhalb Russlands mit Blick auf den 200. Jahrestag des napoleonischen Russlandfeldzugs auf den Markt gebracht wurden. Die Auswahl erfasst darüber hinaus einige seit der letzten Jahrhundertwende erschienene Werke und gelegentlich auch ältere Titel, die für die hier behandelten Fragen von besonderem Interesse sind.¹

Ein großes ereignisgeschichtliches Thema wie Russland 1812, das bereits mehr als einen großen Jahrestag hinter sich gebracht hat, mag auf den ersten Blick ausgeschrieben erscheinen. Auf den zweiten Blick sind dann aber doch Gesichtspunkte erkennbar, die erst in der jüngeren Forschung zum Tragen gekommen sind. Zumindes vom westlichen Standpunkt aus gehörten die russische Innensicht von 1812 wie generell die Revolutions- und die Napoleonischen Kriege zu diesen vergleichsweise vernachlässigten Aspekten. In dieselbe Kategorie fallen die gesellschaftspolitischen und soziokulturellen Einflüsse der Französischen Revolution und der in ihrem Gefolge geführten Kriege, die, wenn überhaupt, eher als Vorgeschichte des Dekabristenaufstandes behandelt wurden, ferner die Frage der politischen Reformierbarkeit der Autokratie und der russischen Ständegesellschaft in ihrem Verhältnis zum Leibeigenschaftssystem.

Auf dem Feld der Kriegsgeschichte im engeren Sinne hat es eine Reihe von neuen Publikationen gegeben, die die Feldherrnhügelperspektive verlassen, der russischen Sicht der Dinge breiteren Raum geben und sich gelegentlich auf eine sozial- oder kulturhistorisch angeleitete Militärgeschichte zubewegen. In diesem Zusammenhang ist auch darauf zu achten, inwieweit sich neuere Darstellungen entweder an der Bestätigung oder der Dekonstruktion des Napoleonmythos beteiligen, der in der westlichen Literatur häufig gegen alle Evidenz ausgerechnet anhand des Russlandfeldzugs fortgeschrieben wurde und wird.

Des Weiteren werden ausgewählte (Neu-)Editionen von Zeitzeugenberichten sowie auf solche gestützte Darstellungen danach befragt, ob sich auch hier neue Gesichtspunkte für eine Mikrogeschichte des Feldzugs und eine Perspektive von unten aufspüren lassen. Abschließend soll untersucht werden, inwieweit Publikationen zur visuellen Überlieferung des Russlandfeldzugs, die auch aus benachbarten Fächern wie der Kunstgeschichte und der Heereskunde Impulse erhalten, heute dazu beitragen, ein in Teilbereichen verändertes und genaueres Verständnis des Jahres 1812 zu gewinnen.

1 Siehe auch den Literaturbericht von HECKER 1812. Aus der neueren russischen Literatur insbesondere BEZOTOSNYJ (Hg.): *Épocha*; BEZOTOSNYJ u.a. (Hg.): *Otečestvennaja vojna 2004*; BEZOTOSNYJ u.a. (Hg.): *Otečestvennaja vojna 2012*; SOKOLOV Bitva; frz. Ausgabe SOKOLOV *Combat*.

Forschungen zum Jahr 1812 in der russischen und der westeuropäischen Erinnerungskultur bleiben an dieser Stelle ausdrücklich ausgeklammert.²

1. Staat, Gesellschaft und Militär in Russland während der Napoleonischen Kriege

Wie Jürgen Osterhammel in seiner Globalgeschichte des 19. Jahrhunderts anmerkt, gehörte Russland nicht zu denjenigen Staaten des *Ancien Régime*, in denen die Armeen des revolutionären und napoleonischen Frankreich einen ungefähr mit dem kalendarischen Jahrhundertbeginn zusammenfallenden epochalen Einschnitt im politischen und gesellschaftlichen System erzwangen.³ Es ließe sich einwenden, dass dennoch nicht erst die Invasion von 1812, sondern bereits Russlands militärische Niederlagen in den Kriegen der Dritten und Vierten Koalition von 1805 bis 1807 Veränderungen anstießen, die den zeitgleichen Reformen in Preußen und in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten vergleichbar waren.

Bei näherem Besehen trifft jedoch Osterhammels Feststellung gleich in doppelter Hinsicht zu. Anders als in Preußen erfassten die russischen Reformen nämlich nicht das gesamte gesellschaftspolitische System, sondern blieben im wesentlichen auf den militärischen Bereich sowie Ansätze zur Modernisierung der Exekutive durch die Einrichtung von Ministerien beschränkt. Hier setzte sich direkt nach dem Frieden von Tilsit die Einsicht durch, dass die noch aus dem 18. Jahrhundert fortbestehenden institutionellen Eigenarten der russischen Armee der neuen Zeit hochmobiler Massenheere nicht mehr angemessen waren. In einem typischen Prozess des „Lernens vom Gegner“⁴ wurde nach französischem Muster ein Divisions- und Korpsystem aufgebaut, mit nicht nur jeweils eigenen Feldkommandeuren, sondern parallel dazu einem relativ unabhängigen, für Planung, Organisation und Logistik zuständigen Stabssystem. Zum institutionellen Umbau der Staatsleitung gehörte das 1810 bis 1812 eingerichtete Kriegsministerium, welches das 1812 aufgelöste, noch aus petrinischer Zeit stammende Kriegskollegium ersetzte.⁵

Osterhammel behält darüber hinaus auch insofern Recht, als sich die begrenzten Militärreformen in den Feldzügen der Jahre 1812 bis 1814 nicht unbedingt bewährten oder vielmehr sich nicht gegen die Trägheit der Strukturen und den Zwang der Umstände durchsetzen konnten. In der Forschung klaffen die Bewertungen freilich stark auseinander. In seinem institutionengeschichtlichen Überblick zur russischen Armee der Napoleonischen Kriege meint FREDERICK KAGAN, das neue logistische System unter der Leitung eines Generalintendanten sei aufgrund der Erfahrungen von 1805–1807, wiederum nach französischem Vorbild, auf die Selbstversorgung der Feldarmeen aus ihrem jeweiligen Operationsgebiet orientiert und genau damit in den Feldzügen ab 1812 nicht sonderlich erfolgreich gewesen.⁶ Demgegenüber stellt DOMINIC LIEVEN in seiner Monographie über den russischen Anteil an den Befreiungskriegen gerade die logistischen Leistungen der russischen Armee heraus. Diese habe sich nämlich auf rückwärtige Depots im Mutterland gestützt, die in enger Zusammenarbeit der Militär- und Zivilbehörden der jeweiligen Gou-

2 REY/LENTZ (Hg.): 1812; WINKLER (Hg.): 1812 in Russland; ferner NOHEJL/RAPP Tagungsbericht.

3 OSTERHAMMEL *Verwandlung*, S. 97.

4 AUST/SCHÖNPFLUG (Hg.): *Vom Gegner lernen*.

5 KAGAN *Russian Military Reform*, S. 191–196; allgemeiner zu den russischen militärorganisatorischen Anstrengungen 1807–1812 LIEVEN *Russia*, S. 102–137.

6 KAGAN *Russian Military Reforms*, S. 198.

vernements beliefert wurden. Auch bei zunehmenden Herausforderungen mit dem Wachsen der Entfernungen zwischen Depots und Feldarmeen bis zum Einmarsch in Paris habe sich diese Logistik im Großen und Ganzen bewährt.⁷ Tatsächlich handelte es sich offenbar um ein gemischtes System, bei dem sich die Feldarmeen sowohl aus den Depots wie aus Requisitionen vor Ort versorgten. Auch die Bedeutung der britischen Hilfslieferungen sollte in diesem Zusammenhang nicht vernachlässigt werden.

Im russischen Offizierskorps gab es nach 1807 wenn nicht einen Professionalisierungsschub, so doch verstärkte Bemühungen zur Systematisierung der militärischen Ausbildung, besonders bei der Artillerie, der seit petrinischer Zeit traditionell bevorzugten Waffengattung der russischen Armee. Anders als etwa in Großbritannien bot das Militär in Russland eher keine Laufbahn für den Offizier und Gentleman. Der Offiziersberuf wurde vielmehr von vielen vermögenslosen Kleinadeligen gewählt, die auf den Sold als ihren einzigen Lebensunterhalt angewiesen blieben. Lediglich Offizierskarrieren in der Garde waren wegen ihrer Nähe zum Kaiserhof und ihrer Anforderungen an einen luxuriösen Lebensstil ein Privileg des begüterten Adels.⁸ Andererseits fanden sich selbst in den Generalsrängen nur wenige, die über großen Besitz an Landgütern und Leibeigenen verfügten. Die russische Dienstrangtabelle, die unter den Kaisern Paul und Alexander I. vereinfacht wurde, scheint den Wechsel zwischen zivilen und militärischen Laufbahnen erleichtert und für eine gewisse soziale Durchlässigkeit des Systems gesorgt zu haben, die größer war als in Staaten, in denen der Offiziersrang ein exklusives ständisches Privileg blieb.⁹

Eine fortbestehende Eigentümlichkeit war der hohe Anteil ausländischer Offiziere in der russischen Armee, der sich durch die Emigration während der Französischen Revolution und den Zugriff des napoleonischen Frankreich auf die deutschen Staaten noch erhöht hatte. Die ablehnende Haltung der Offiziere oder der Armee insgesamt gegenüber diesen Ausländern gehört zu den historiographischen Topoi über 1812, wie auch die Zerwürfnisse im Generalstab und einige von dessen Fehlleistungen daraus herzuleiten. Während jedoch beispielsweise anhand der Korrespondenzen des „deutschen“ (tatsächlich aus einer schottischen, im Baltikum ansässig gewordenen Familie stammenden) Kriegsministers und erstweiligen Armeechefs Barclay de Tolly sowie des Fürsten Bagration (selbst kein Russe, sondern ein georgischer Prinz) deutlich wird, wie weit die Auseinandersetzungen innerhalb der Armeeführung gingen,¹⁰ hat die Forschung bisher noch nicht recht herausgearbeitet, ob diese Kluft auch bis auf die Ebenen der Feldkommandeure und der Subalternoffiziere hinunterreichte. Es müsste noch eingehender untersucht werden, ob es sich bei der nationalen Färbung der Gegensätze in der Armeeführung wie bei so vielen anderen Aspekten nicht um einen historischen Mythos handelt, den erst die retrospektive Interpretation von 1812 als „Vaterländischer Krieg“ (dieser Begriff kam erst seit den 1830er Jahren in Gebrauch) unter nationalen Gesichtspunkten geschaffen hat. Die Auskünfte prominenter Memoiristen unter den Emigranten, wie etwa Clausewitz⁷, Langerons oder des 1813 aus der Grande Armée in russische Dienste übergelaufenen Schweizerers Jomini, machen jedenfalls nicht deutlich, inwieweit tatsächlich nationale Ressentiments eine Rolle spielten und nicht etwa die Eifersucht im Wettbewerb um Karrierechancen (wobei das eine das andere natürlich nicht ausschließt).

7 LIEVEN *Russia*, besonders S. 329–355; hierzu ausführlicher meine Besprechung in *JGO* 62 (2014), H. 3, S. 305–307; jetzt auch die dt. Ausgabe: LIEVEN *Russland*.

8 Hierzu immer noch von Interesse PANČULIDZEV *Sbornik*.

9 Ein Überblick über den Forschungsstand bei MIKABERIDZE *Russian Officer Corps*, S. vii–lxvi.

10 MIKABERIDZE *Russian Officer Corps*, S. xxxix; LIEVEN *Russia*, S. 184–185.

Mit Blick auf die einfachen Soldaten hat zuletzt DOMINIC LIEVEN die Leibeigenschaft als wichtigstes Strukturproblem herausgestellt, das in der napoleonischen Zeit die Umstellung auf die allgemeine Wehrpflicht unmöglich machte und Russland daran hinderte, ein den Anforderungen der neuen Kriegführung genügendes Massenheer aufzustellen.¹¹ Dieses Strukturproblem sollte erst unter dem Eindruck der Niederlage im Krimkrieg ernsthaft mit den „Großen Reformen“ seit 1861 angegangen werden, und die Forschung hat die militärischen Motive hinter der Abschaffung der Leibeigenschaft entsprechend gewürdigt.¹² Für die napoleonische Zeit beschränkt sich die Literatur dagegen meist darauf, pauschal auf die persönliche Entwicklung Alexanders I. zu verweisen, der nach reformpolitischen Anfängen schließlich vor radikaleren Schritten zurückgeschreckt sei, weil er diese dem landbesitzenden Adel nicht habe zumuten wollen oder weil ihn das Beispiel seiner Palastrevolten zum Opfer gefallenem Vorgänger – seines Großvaters Peters III. und seines Vaters Paul – davon abgeschreckt habe.¹³ Es bleibt unseres Erachtens vorerst genauer zu untersuchen, wie begründet diese Befürchtungen waren und wie reformbereit oder -unwillig die russische Adelsgesellschaft um 1810 tatsächlich war.

Die Einberufung einer Leibeigenenmiliz, des *opolčenie*, war der in den Feldzügen von 1806/07 und dann erneut 1812–1814 gewählte Notbehelf, um die nötige Truppenstärke aufzubringen und dennoch das Leibeigenschaftssystem nicht anzutasten. Glaubt man den Hinweisen in der Literatur, spielte das *opolčenie* zu keinem Zeitpunkt eine militärisch wichtige Rolle und wurde vorzugsweise zu Hilfsdiensten wie dem Schanzenbau oder als Krankenträger eingesetzt, zumal es unzulänglich bewaffnet und ausgebildet war und die Armeeführung ihm keinen ernsthaften Einsatz zutraute.¹⁴ Sofern auf der Grundlage der Quellen überhaupt möglich, ist eine Erfahrungsgeschichte des *opolčenie* erst noch zu schreiben: Was bedeutete es eigentlich, wenn ein leibeigener Bauer als Milizionär am Krieg teilnahm und anschließend in sein altes Leben zurückkehren sollte? Funktionierte seine Wiedereingliederung in die Bauerngemeinde reibungslos, oder wurde er zum potentiellen Unruhestifter und Rebellen, wie ihm die Gutsbesitzer unterstellten?

Die militärische Geringschätzung des *opolčenie* steht in einem gewissen Widerspruch zu dem früher besonders in der sowjetischen Literatur gepflegten Mythos des „Volkskriegs“, der eine starke patriotische Motivation des russländischen Landvolks suggeriert. Auch auf diesem Gebiet sind vorerst nur isolierte Beobachtungen gemacht worden. Waren es wirklich patriotische, im Sinne von auf das Gesamtreich bezogene, Motive, welche die russländischen Bauern zu den Waffen greifen ließen, oder nicht vielmehr der Wunsch, Heim und Herd gegen Requisitionen und Marodeure zu verteidigen? Welche Rolle spielte die konfessionelle Motivation, welchen Einfluss besaßen die orthodoxen Priester? In diesen Themenkreis gehört auch die Beobachtung, dass es zu den von der russischen Adelsgesellschaft befürchteten Bauernaufständen nur vereinzelt und vor allem in den westlichen Landesteilen kam, wo die Aufstände sich meist gegen den polnischen grundbesitzenden Adel richteten.¹⁵

11 LIEVEN *Russia*, S. 26–40.

12 Aus der Fülle der Literatur beispielsweise KEEP *Soldiers*, S. 351–381; WIRTSCHAFTER *From Serf to Russian Soldier*.

13 Dieser Fokus auf Alexanders Persönlichkeit beispielsweise bei ZAMOYSKI *Napoleons Feldzug*, S. 40–59; LIEVEN *Russia*, S. 56–59.

14 BEZOTOSNYJ (Hg.): *Otečestvennaja vojna 2004*, S. 521–523; dort auch weiterführende Hinweise auf die Literatur zum *opolčenie*; LIEVEN *Russia*, S. 217–218, 231–232.

15 LIEVEN *Russia*, S. 219–220; BOUDON *Napoléon*, S. 133–134.

2. *Operationsgeschichte versus „neue Militärgeschichte“: der Feldzug von 1812*

An operationsgeschichtlichen Darstellungen des napoleonischen Russlandfeldzugs herrscht kein Mangel. Auch die Mehrzahl der neueren Publikationen folgt dem traditionellen Narrativ, die Chronologie des Krieges als Abfolge von Truppenbewegungen, Gefechten und Schlachten auszubreiten. In dieser Gattung sind die Bücher ALEXANDER MIKABERIDZES hervorzuheben, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Rekonstruktion der Hauptschlachten quasi im Alleingang auf ein neues Niveau an Faktendichte und Ausgewogenheit zu heben. Wenn auch seine Monographien in einem eher konventionellen operationsgeschichtlichen Duktus verfasst sind, ist doch hervorzuheben, dass er es wie kaum ein anderer Autor vermag, im ständigen Wechsel der Perspektiven beiden Seiten und auch den besonderen Problemen von Kommunikation und Logistik der zeitgenössischen Kriegführung gerecht zu werden.¹⁶

Viele französische und andere westliche Autoren schreiben die Geschichte des napoleonischen Russlandfeldzugs hingegen nach wie vor aus einem frankozentrischen Blickwinkel. Nicht jeder geht dabei heute noch soweit wie in den 1990er Jahren PAUL AUSTIN, der in seinem dreibändigen Monumentalwerk zu 1812 die völlige Ausblendung der russischen Sicht damit begründet, dass es im Krieg schließlich auch nicht unparteiisch zugehe.¹⁷ Aber auch bei Autorinnen und Autoren, die ihre geschichtswissenschaftliche und publizistische Aufgabe ernster nehmen, ist zum Teil immer noch ein gerüttelt Maß an Einseitigkeit festzustellen, das sich nicht allein aus der Sprachbarriere erklären lässt; denn schließlich ist ein erheblicher Teil der russländischen Quellen im französischen, seltener deutschen Original veröffentlicht.

Kennzeichen dieser Schreibhaltung ist darüber hinaus die Gleichsetzung von Grande Armée und Franzosen und die Geringschätzung ihrer nichtfranzösischen Kontingente, die teils direkt aus den französischen Quellen übernommen wird, sowie die Fortschreibung des Mythos Napoleons als militärisch unbezwungenen Feldherrn, der seine Armee in einem strategisch-taktischen Geniestreich noch über die Berezina gerettet habe. ANKA MUHLSTEIN etwa schreibt nicht nur franko-, sondern napoleonzentrisch; konsequent verliert sie augenblicklich das Interesse am Schicksal der Überlebenden der Grande Armée, sobald der Kaiser bei Smorgony die Überreste seiner Armee verlassen hat, um nach Paris zu eilen.¹⁸ JEAN DAMAMME, ein publizistisch sehr produktiver Spezialist der napoleonischen Ära, befließigt sich in seinem Buch zu 1812 eines völlig aus der Zeit gefallen Pathos; auch bei ihm sind die Helden ausschließlich Franzosen, während Alexander I. nach Tilsit die Rolle eines „faux ami“ zufällt; im übrigen betreibt Damamme antiroyalistische und bonapartistische Polemik, als sei die Zeit im 19. Jahrhundert stehengeblieben.¹⁹

Dies ist freilich ein besonders eklatantes Beispiel einer heutzutage doch recht antiquiert wirkenden Parteilichkeit. Auch bei französischen Historikerinnen und Historikern findet sich in der Regel das Bemühen um eine abwägende Haltung bis hin zur Darstellung der

16 MIKABERIDZE *Battle of Borodino*; MIKABERIDZE *Battle of the Berezina*; zu letzterem meine Besprechung in JGO 59 (2011), H. 4, S. 609–610. Ein umfassende operationsgeschichtliche Kompilation auch der weniger bekannten Schlachten und Gefechte bei NAFZIGER *Napoleon's Invasion*.

17 „War, unless one is taken prisoner, is always a one-sided experience; [...]“ AUSTIN *March on Moscow*, S. 12. Die beiden anderen Bände sind AUSTIN *Napoleon in Moscow*; AUSTIN *Great Retreat*.

18 MUHLSTEIN *Napoléon à Moscou*; dt. Ausgabe MUHLSTEIN *Brand von Moskau*.

19 DAMAMME *Aigles en hiver*.

rusländischen Binnenperspektive, etwa bei der Russlandhistorikerin MARIE-PIERRE REY.²⁰ Der *Premier-Empire*-Fachmann JACQUES-OLIVIER BOUDON stellt unter Beweis, dass man dem Thema durchaus auch ohne Russischkenntnisse eine ausgewogene Darstellung abrufen kann. Darüber hinaus vermag es dieser Autor, in seinem konzisen Überblick zahlreiche wichtige Gesichtspunkte unterzubringen, über die andere leichterdinge hinwegschreiben. Beispielsweise widmet er der Frage, aus welchen Quellen sich Napoleon vorab über Russland informierte und wie groß sein Wissen oder vielmehr Unwissen über dieses Land tatsächlich war, einige Überlegungen.²¹ Ebenso ist sein besonders skeptischer Umgang mit einigen Traditionen der narrativen Quellen hervorzuheben, um nur die Frage angeblicher Überlebender von Borodino bei der Überquerung des Schlachtfelds oder des Kannibalismus auf dem Rückzug als Beispiele zu nennen.²²

Die wohl beeindruckendste erfahrungsgeschichtliche Synthese der jüngeren Zeit stammt aus der Feder von ADAM ZAMOYSKI, dessen im englischen Original bereits 2004 erschienenes Buch seit 2012 auch in deutscher Übersetzung vorliegt.²³ Anders als etwa Lieven und Mikaberidze, stützt er sich zwar ausschließlich auf veröffentlichte Quellen und Literatur, kann jedoch ebenso wie jene beiden Autoren seine Vielsprachigkeit nutzen, um ein jederzeit ausbalanciertes, beiden Seiten gerechtes Bild zu entwerfen. Mit großem erzählerischem Atem führt er vor Augen, was es eigentlich bedeutete, als einfacher Soldat an diesem Feldzug teilzunehmen. Zwei manchmal übersehene Aspekte hebt er besonders ins Bewusstsein: zum einen die Schwere der Verluste an Menschen, Pferden und Material, welche die Grande Armée durch Hunger, Durst, Erschöpfung, Unwetter, Krankheiten und Kämpfe bereits auf ihrem Hinmarsch nach Moskau erlitt, zum anderen die Tatsache, dass die russische Armee im Winter nur graduell bessere Bedingungen als die Überreste von Napoleons Truppen hatte und in einem stark dezimierten und ausgemergelten Zustand an der westlichen Reichsgrenze anlangte. Es waren also nicht allein politische Gründe, die Kutuzov dazu veranlassten, seinem Dienstherrn von einem weiteren Vormarsch abzuraten.

3. Die Perspektive von unten: Der redselige grognard und der schweigsame mužik

Geschichte werde von den Siegern geschrieben, behauptet ein historischer Allgemeinplatz. Das trifft auf die napoleonische Geschichte nur bedingt zu, denn kaum eine Epoche hat je eine größere Flut an Memoiren gerade bei den französischen Zeitzeugen veranlasst, die doch am Ende auf der Verliererseite standen. Im Verhältnis dazu sind russländische Erlebnisberichte rar, und das Ungleichgewicht der Überlieferungen von Augenzeugen wird noch krasser, wenn man die Berichte der Eliten ausschließt und nur die in jüngerer Zeit verstärktes Interesse findenden Egodokumente der sozialen Mittel- und Unterschichten in den Blick nimmt. Aus napoleonischer Zeit sind bisher ganze zwei, zudem sehr knappe Erlebnisberichte einfacher russländischer Soldaten bekannt und veröffentlicht.²⁴

Ein Beispiel für das gewachsene Interesse an der Perspektive von unten ist die Wiederveröffentlichung der Memoiren des JOSEPH DEIFEL (1790–1864), eines Infanteristen, der mit dem bayerischen Kontingent am Russlandfeldzug teilnahm, in Gefangenschaft geriet

20 REY *Effroyable tragédie*; dazu ausführlich meine Besprechung in JGO (im Druck).

21 BOUDON *Napoléon*, S. 28–31.

22 BOUDON *Napoléon*, S. 199–200.

23 ZAMOYSKI *Napoleon's Fatal March*; ZAMOYSKI *Napoleons Feldzug*.

24 Ihre Namen sind Pamfil Nazarov und Ivan Men'sij; LIEVEN *Russia*, S. 15, 340–342.

und überlebte. Erstmals 1939 erschienen,²⁵ spart diese Ausgabe aus den beiden überlieferten Manuskripten leider Deifels Erlebnisse während des Feldzugs von 1809 gegen die Tiroler Aufständischen aus. Das ist insofern schade, als es interessant gewesen wäre zu erfahren, welche Rolle die Konfessionszugehörigkeit Deifels bei der Wahrnehmung des jeweiligen Gegners und der Zivilbevölkerungen spielte. JULIA MURKEN, Autorin einer Dissertation über die Erfahrungsgeschichte der bayerischen Soldaten im Russlandfeldzug,²⁶ fasst ihre Ergebnisse in einer knappen Einleitung zu Deifels Memoiren zusammen. Sie weist darauf hin, dass bestimmte Wertungen Deifels im Hinblick auf die Franzosen (gegen die Deifel noch selbst 1815 ins Feld zog) erst durch nachträgliche Veränderungen des Autors Mitte des 19. Jahrhunderts in den Text eingeflossen sind und damit eher die stärker national aufgeladene Denkungsart der späteren Zeit widerspiegeln.²⁷ Was Deifels Einstellungen und Verhalten im Jahre 1812 bestimmt, ist eben interessanterweise keine nationale Gesinnung, sondern eine mit dem Begriff der „Ehre“ umschriebene, im Familienkreis eingeschränkte Loyalität gegenüber seinem engeren Heimatland, dem Königreich Bayern, und seinem Truppenteil, dem in Nürnberg garnisonierten 5. königlich-bayerischen Infanterieregiment. Dies ist es, was ihn während seiner Gefangenschaft davon abhält, sich für die Russisch-Deutsche Legion werben zu lassen, die damals aus deutschen Soldaten in russischer Gefangenschaft gebildet und später in die preußische Armee übernommen wurde. Besonders diese Ausführungen machen Deifels Memoiren zu einer lohnenden Lektüre. Kritisch wäre anzumerken, dass das Buch einen besseren wissenschaftlichen Apparat verdient hätte; beispielsweise bleibt der Leser mit den von Deifel nach Gehör aufgeschriebenen, bis zur Unkenntlichkeit entstellten polnischen und russländischen Ortsnamen allein, und man vermisst eine Karte, die seine Marschrouten und Aufenthaltsorte nachvollziehbar machen würde.

Für den napoleonischen Russlandfeldzug scheint eine weitere Publikationsform besonders populär zu sein, nämlich die Kompilation von Memoirenauszügen und Augenzeugenberichten, die in chronologischer Anordnung ohne oder mit stark reduziertem Kommentar dem Gang der Ereignisse folgt.²⁸ Dafür hat jetzt auch der omnipräsente ALEXANDER MIKABERIDZE ein Beispiel vorgelegt, das den Vorzug besitzt, ausschließlich russländische Augenzeugenberichte in englischer Übersetzung zusammenzutragen und so die Sprachbarriere der Quellenüberlieferung etwas abzusenken.²⁹ Das Quellenverzeichnis dieses ersten von drei in Aussicht gestellten Bänden listet 63 ursprüngliche, oft schwer zugängliche Druckorte der meist russischsprachigen, vereinzelt auch deutschen oder französischen Originaltexte auf. Die Autorinnen und Autoren werden bei ihrer Erstzitation jeweils knapp vorgestellt. Neben den üblichen Verdächtigen aus der Staatsführung und dem Militär sind einige zivile Zeitzeugen mit interessanten Auszügen aus Briefen oder Tagebüchern vertreten, die den Krieg gewissermaßen aus der Perspektive des Hinterlandes miterlebten. Insgesamt liegt der Schwerpunkt dennoch auf den militärischen Ereignissen; je eines von acht Kapiteln ist allein den Schlachten von Smolensk, Valutina Gora und Borodino gewidmet.

25 DEIFEL *Infanterist Deifel*; DEIFEL *Mit Napoleon*.

26 MURKEN *Bayerische Soldaten*.

27 MURKEN *Einführung*, S. 17–22.

28 KLESSMANN *Napoleons Rußlandfeldzug* (mehrere Wiederauflagen seit der Erstausgabe 1964); SPRING 1812; ferner *Zwischenformen* aus Darstellung und ausführlichen Zitaten wie der genannte AUSTIN sowie, in gründlich misslungener Weise, FURRER *Soldatenleben*; zu diesem ausführlich meine Besprechung in JGO (im Druck).

29 MIKABERIDZE (Hg.): *Russian Eyewitness Accounts*.

Offen gestanden, ist der Autor dieser Zeilen kein großer Anhänger dieser Publikationsform. Da sie sich an ein breites Publikum wendet, verzichtet sie auf einen wissenschaftlichen Apparat, der aber nötig wäre, um die aus ihrem Entstehungskontext und biographischen Zusammenhang gerissenen Textfragmente richtig einordnen zu können. Die gebotenen Lesehäppchen bieten selbstverständlich zum Teil hochinteressante individuelle Standpunkte und Urteile, gestatten aber wegen ihrer notwendigen Subjektivität weder einen Rückschluss auf größere Zusammenhänge noch die Rekonstruktion komplexer Details. So wird dem Leser mehr als alles andere die bloße Suggestion geboten, den Ereignissen quellennah auf der Spur zu sein – tatsächlich ersetzt aber diese Kompilationsform weder das sorgfältig edierte Egodokument noch die auf breiter Quellengrundlage aufgebaute historische Darstellung.

4. Visualisierung des Russlandfeldzugs: Dekor versus Bildquelle

Die Bedeutung von visuellen Quellen in der Kriegsgeschichte lässt sich vielleicht mit Hilfe eines Gedankenexperiments vergegenwärtigen. Man stelle sich vor, die Kriege des 20. Jahrhunderts von den Balkankriegen bis zu den postjugoslawischen Zerfallskriegen seien nicht in Photographie und Film festgehalten worden, und frage sich, welchen Einfluss das auf unsere Wahrnehmung dieser bewaffneten Konflikte hätte. Bei aller Spekulation lässt sich doch annehmen, dass zumindest für die nachgeborenen Generationen die Abwesenheit der technischen Bildmedien größere emotionale Distanz zu den Ereignissen entstehen lassen würde.

Im Umkehrschluss lässt sich vermuten, dass die historische Wahrnehmung der Napoleonischen Kriege im Allgemeinen und des Russlandfeldzugs im Besonderen als fast die letzten bewaffneten Zusammenstöße des vorphotographischen Zeitalters in sehr spezifischer Weise durch die zeitgenössischen künstlerischen Bildmedien mitgeprägt wurde. Diese standen am Anfang einer Tradition mehr oder weniger imaginärer Bilderwelten, die von der nachträglichen Romantisierung der napoleonischen Epoche bis zu ihrem geschichtspolitischen Gebrauch beispielsweise in der sowjetischen Propaganda reichen.³⁰ Die Produktion von Historienkitsch akademisch-neorealistischer Machart ist bis heute nicht versiegt und findet offenbar im postsowjetischen Russland in den großrussisch-vaterländisch gestimmten, kaufkräftigen Milieus dankbare Abnehmer.³¹ Als sicher muss gelten, dass in der Visualisierung der napoleonischen Ära die zeitgenössische Produktion längst von der Bilderflut der Historienmalerei und nicht zuletzt auch des Historienfilms³² überlagert und verdrängt worden ist.

Umso bedauerlicher ist es, dass keine der hier vorgestellten neueren monographischen Publikationen zum Russlandfeldzug den Versuch unternimmt, die zeitgenössische oder

30 Eine umfangreiche Auswahl dieser Bildtradition einschließlich der französischen und sowjetischen Historienmalerei bei TRANIÉ/CARMIGNANI *Campagne de Russie*. Als Beispiel die Bilder des sowjetischen Militärmalers Mitrofan Borisovič Grekov (1882–1934) auf der Website des russischen Verteidigungsministeriums: http://mil.ru/et/revived_era/grafic/gallery.htm?id=4923@cmsPhotoGallery (30.01.2014).

31 Als Beispiel Aleksandr Aver'janov in КИРОВСКИЙ Boevaja letopis'. Beispiele der neorealistischen Bataillistik Aver'janovs (geb. 1950) auch auf FreePictures, <http://www.deshow.net/cartoon/averyanov-alexander-paintings-885.html> (30.01.2014).

32 Die russische Wikipedia zählt allein zehn Verfilmungen von Lev Tolstojs Roman „Krieg und Frieden“ für Kino und Fernsehen seit 1913; *Vojna i mir*, in: *Vikipedija: Svobodnaja èncyklopedija*, URL: http://ru.wikipedia.org/wiki/Война_и_мир (30.01.2014).

nachzeitige Bildproduktion sei es unter dokumentarischen, sei es unter rezeptionsgeschichtlichen Gesichtspunkten als eigenständige Quellengruppe einzubeziehen. Der *visual turn* scheint vorerst an der Forschung zu 1812 spurlos vorübergegangen zu sein. Vielmehr ist umgekehrt festzustellen, dass sich gerade die populärwissenschaftliche Monographie des Abbildungsteils auf Kreidepapier nur als eines dekorativen Kaufanreizes bedient, der inhaltlich weitgehend verzichtbar bleibt. Dabei werden zeitgenössische Bilder und solche der Historienmalerei des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts durchweg unterschieds- und kommentarlos aneinandergereiht. Diese Naivität im Umgang mit den Bildquellen geht mit einer ebenso großen Einfallslosigkeit einher, die sich beispielsweise in den immer wiederkehrenden Reproduktionen der nachnapoleonischen russischen Generalporträts aus der Heldengalerie der Eremitage niederschlägt.³³

Dabei hat gerade der Russlandfeldzug eine Reihe von zeitgleichen oder zumindest zeitnahen Bildern hervorgebracht, die von Augenzeugen stammen und als markante Zeitzeugnisse einer näheren Betrachtung wert sind. In erster Linie kommen zwei Künstler in den Sinn, die auf Seiten der Grande Armée an dem Feldzug teilnahmen und deren Bilder deshalb als seine authentischste visuelle Überlieferung gelten. Dies ist zum einen der württembergische Artillerieoffizier CHRISTIAN WILHELM FABER DU FAUR (1780–1857), der den gesamten Feldzug einschließlich des desaströsen Rückzugs von Moskau zeichnerisch begleitete und seine Werke später in Farblithographien bekannt machte. Diese Bilder sind bereits mehrfach publiziert worden.³⁴

Der zweite dieser Künstler war der aus Nördlingen stammende ALBRECHT ADAM (1786–1862), der sich erstmals während des Feldzugs von 1809 als Bataillen- und Militärporträtmaler hervorgetan hatte und anschließend nach Mailand gegangen war, um in den Dienst des Vizekönigs von Italien, Napoleons Stiefsohn Eugène de Beauharnais, zu treten. In seiner Funktion als exklusiver Hof- und Militärmaler Beauharnais' begleitete er das von diesem kommandierte, aus italienischen und bayerischen Truppen zusammengesetzte Vierte Korps der Grande Armée bis Moskau, machte sich aber instinktsicher bereits zwei Wochen vor dem Rückzugsbefehl wieder auf den Rückweg, entging so der Katastrophe und konnte die Gesamtheit seiner Zeichnungen retten.

Wie auch Faber du Faur, nutzte Adam jede Marschpause, um seine Eindrücke zeichnerisch zu verarbeiten. Diese aus Russland zurückgebrachten Rohskizzen bildeten die Vorlage für eine Serie von 83 Lithographien, die Adam in den 1820er Jahren unter dem Titel „Voyage pittoresque“ veröffentlichte.³⁵ 77 davon wurden zusammen mit einer englischen Übersetzung der von Adam verfassten tagebuchartigen Begleittexte bereits 2005 in Buchform veröffentlicht, leider in einer vom Ende des 19. Jahrhunderts stammenden, völlig unauthentischen Kolorierung.³⁶

Es ist das Verdienst einer Reihe französischer und italienischer Amateurhistoriker um RICCARDO PAPI, in einer aufwendig gemachten Publikation erstmals eine größere Auswahl aus Adams um die Feldzüge von 1809 und 1812 gruppierten graphischen und male-

33 So beispielsweise bei LIEVEN *Russia*, nach S. 188; MIKABERIDZE (Hg.): *Russian Eyewitness Accounts*, nach S. 172; SPRING 1812, nach S. 128. Besser, weil ausschließlich aus zeitgenössischem Material zusammengestellt, die Bildauswahl bei ZAMOYSKI *Napoleon's Fatal March* (in der deutschen Ausgabe fehlt dieser Abbildungsteil!).

34 Die vermutlich beste jüngere Edition ist die des Bayerischen Armeemuseums Ingolstadt, FABER DU FAUR *Russlandfeldzug*.

35 ADAM *Voyage pittoresque*.

36 ADAM *Napoleon's Army*.

rischen Werken zusammengetragen zu haben.³⁷ Im Mittelpunkt dieser Publikation stehen die zwölf im Auftrag de Beauharnais' angefertigten Ölgemälde, die als verschollen galten und von Papi in jahrelanger detektivischer Arbeit aufgespürt wurden; sie finden sich heute verteilt auf die Petersburger Eremitage, das Moskauer Puškin-Museum, die Königlichen Sammlungen in Stockholm und verschiedene Privatsammlungen. Daneben bringt der Band eine Auswahl aus Adams Skizzen und Zeichnungen, Lithographien und den 83 kleinformatischen Ölbildern, die neben den großen Repräsentationsgemälden entstanden und die in chronologischer Folge de Beauharnais' Stab bis nach Moskau begleiten.³⁸

Adams graphisches und malerisches Werk zusammengenommen, insbesondere aber die Lithographien und kleinformatischen Ölbilder, bilden so etwas wie ein illustriertes Tagebuch des Russlandfeldzugs bis zur Ankunft in Moskau. Ähnlich wie Faber du Faur, beschränkt sich Adam nicht auf dramatische Kampf- und Schlachtszenen, sondern zeigt daneben alltägliche Marsch- und Lagersituationen in nahezu dokumentarischer und ganz unpathetischer Weise. Das unterscheidet sowohl Adam als auch Faber du Faur wohltuend von einem napoleonischen Staats- und Propagandamaler wie Jacques-Louis David. Andererseits ist auch bei Adam nicht zu übersehen, dass seine Darstellungen bestimmten Konventionen folgen, die unausgesprochenen Tabus des Nicht-Abbildbaren unterworfen sind. Adam weist in seiner Autobiographie, die in dem Band in einer (leider die Auslassungen nicht kennzeichnenden) gekürzten Fassung wiederabgedruckt ist, mehrfach darauf hin, welche Hindernisse der Arbeit des zeichnerischen Chronisten entgegenstanden; neben dem Zeitmangel waren das insbesondere die dichten Pulverrauchschwaden, die keine weite Sicht über das Schlachtfeld erlaubten.³⁹

Trotz solcher kritischer Einsichten in die Arbeit des Schlachtenmalers sind es gerade Adams große bataillistische Werke, die offensichtlich am stärksten den zeittypischen Konventionen verhaftet sind. Die Perspektive ist die des Feldherrnhügels, Adams Dienstherr de Beauharnais befindet sich im visuellen Mittelpunkt, d.h. meist etwas links von der geometrischen Mitte des Gemäldes, der Blick wird vom Fingerzeig des Feldherren nach rechts geleitet, im Mittelgrund defilieren Truppenmassen, Tote, Verwundete und Schlachtfeldtrümmer sind gelegentlich am Bildrand drapiert und folgen damit einer seit dem Barock üblichen Konvention des Triumphalgemäldes. Ähnlich wie bei Faber du Faur, sind die Toten geradezu adrett-säuberlich arrangiert; nach schweren Verletzungen oder auch nur Blut sucht der Betrachter vergeblich. In einem originellen Beitrag zur Wahrnehmung der Kriegs von 1812 durch zivile, insbesondere weibliche Zeitzeugen hat MARTINA WINKLER darauf hingewiesen, dass bezeichnenderweise Aussagen über körperliche Verletzungen und physisches Leiden fehlen, während sich die Aufmerksamkeit dem Schaden am Eigentum zuwendet, der gewissermaßen stellvertretend die Schrecken des Kriegs zum Ausdruck bringt.⁴⁰ Eine ähnliche Blindstelle scheint sich in den zeitnahen visuellen Zeugnissen wiederzufinden; vielleicht lässt sich hieran eine Hypothese zu Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Diskurses in der schriftlichen wie visuellen Überlieferung anschließen. Das bildlich nicht Darstellbare ist offenbar identisch mit dem Unsagbaren. Nicht zuletzt in dieser Hinsicht bleibt de Goya in der zeitgenössischen Kunst einzigartig.

37 PAPI u.a.: Eugène und Adam.

38 Ein Verzeichnis dieser kleineren Ölbilder bei PAPI u.a.: Eugène und Adam, S. 337.

39 Adams Autobiographie erschien posthum zuerst 1886: ADAM Aus dem Leben eines Schlachtenmalers; verkürzter Wiederabdruck bei PAPI u.a.: Eugène und Adam, S. 19–78.

40 WINKLER „Wie schwer war dieses Jahr“.

Das bedeutet dennoch nicht, dass die Historiographie aus Bildquellen wie denen von Faber du Faur und Adam keinen dokumentarischen Mehrwert beziehen kann. Es scheint darauf anzukommen, dass wir, ähnlich wie wir bei den Textdokumenten zwischen den Zeilen zu lesen gewohnt sind, bei den visuellen Überlieferungen über den Bildrand hinaus schauen müssen. Interpolieren wir Faber du Faurs durchgehend zu sterile Szenen aus dem Rückzug mit den Funden aus dem vor einigen Jahren aufgefundenen Massengrab bei Vilnius,⁴¹ dann kommen wir vielleicht zu einer realitätsnäheren Anschauung des Kriegs, die sehr weit von seiner pittoresk-operettenhaften Bildtradition entfernt ist.

Es bleibt festzuhalten, daß trotz des anhaltenden publizistischen Interesses für den, ja der Faszination vom napoleonischen Russlandfeldzug wichtige Themenfelder vorerst noch wenig berührt worden sind. Statt uns hier an einem Resümee des Forschungsstandes zu versuchen, möchten wir lieber auf eine problematische Auffälligkeit hinweisen. Die meisten der hier vorgestellten Bücher sind populärwissenschaftlicher Schreibart, die sich verständlicherweise auf die ereignisgeschichtlichen Aspekte der Geschichte konzentriert und ihr Thema als großes Drama in drei bis fünf Akten – (Vorgeschichte), Vormarsch, Moskau, Rückzug, (Nachwirkungen) – in Szene setzt. Viele erliegen dabei der Versuchung, den reichlich vorhandenen Erlebnisberichten buchstäblich auf dem Fuße zu folgen. Während in der Geschichtswissenschaft jedoch inzwischen das Bewusstsein dafür geschärft ist, dass auch literarische Werke, richtig gelesen, als historische Quellen in Betracht kommen, scheint manchmal die für jede Quellenkritik doch fundamentale Umkehrung etwas in Vergessenheit zu geraten, dass nämlich gerade narrative Quellen von ihren Verfassern oft auch als literarisch-ästhetische Texte angelegt sind. Einer der am häufigsten zitierten Zeitzeugen des Russlandfeldzugs ist der berühmte Gardesergent Bourgogne (1785–1867), der mit seinem aus der Picardie (!) stammenden Kriegskameraden namens Picart (!) alle Höhen und Tiefen des Rückzugs von Moskau aus erlebt.⁴² Keinem der oben genannten Autorinnen und Autoren scheint je aufgefallen zu sein, dass es sich – bei aller Wahrheit im Wesenskern – bei Bourgognes Aufzeichnungen um eine bewusste Stilisierung in Richtung auf den Picaro-, also Schelmen- und Abenteuerroman handelt; denn besonders aufregende oder burleske Anekdoten, die *cum grano salis* zu nehmen wären, werden regelmäßig kommentarlos als authentische Kriegserlebnisse nacherzählt. So wird der Krieg auch nach 200 Jahren wieder zum großen Abenteuer, und als Historiker sollten wir uns fragen, ob das heute noch die angemessene Darstellungsform ist.

Aber bis zum 250. Jahrestag ist ja noch ein wenig Zeit zum weiteren Nachdenken.

Literaturverzeichnis

- ADAM, ALBRECHT Aus dem Leben eines Schlachtenmalers: Selbstbiographie nebst einem Anhang. Hg. v. Hyacinth Holland. Stuttgart 1886.
- ADAM, ALBRECHT Napoleon's Army in Russia: The Illustrated Memoirs of Albrecht Adam, 1812. Barnsley 2005.
- ADAM, ALBRECHT Voyage pittoresque et militaire de Willenberg en Prusse jusqu'à Moscou, fait en 1812, pris sur le terrain même et lithographié par Albrecht Adam, 2 Bde. Munic 1827–1828.
- AUST, MARTIN / SCHÖNPFLUG, DANIEL (Hg.): Vom Gegner lernen: Feindschaften und Kulturtransfers im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M. 2007.
- AUSTIN, PAUL BRITTEN 1812: Napoleon in Moscow. London, Mechanicsburg, PA 1995.

41 SIGNOLI u.a. Oubliés de la retraite.

42 BOURGOGNE Mémoires du sergent Bourgogne.

- AUSTIN, PAUL BRITTEN 1812: *The Great Retreat, Told by the Survivors*. London, Mechanicsburg, PA 1996.
- AUSTIN, PAUL BRITTEN 1812: *The March on Moscow*. London, Mechanicsburg, PA 1993.
- BEZOTOSNYJ, VIKTOR M. (Hg.): *Époque 1812 goda: Issledovanija. Istočniki. Istoriografija. Sbornik materialov k 190- i 200-letiju Otečestvennoj vojny 1812. 7 Bde.* Moskva 2002–2008. = *Trudy Gosudarstvennogo Istoričeskogo Muzeja*.
- BEZOTOSNYJ, VIKTOR M. [u.a.] (Hg.): *Otečestvennaja vojna 1812 goda: Ėnciklopedija*, Moskva 2004.
- BEZOTOSNYJ, VIKTOR M. [u.a.] (Hg.): *Otečestvennaja vojna 1812 goda i osvoboditel'nyj pochod russkoj armii 1813–1814 godov: Ėnciklopedija v trech tomach*. Moskva 2012.
- BOUDON, JACQUES-OLIVIER *Napoléon et la campagne de Russie 1812*. Paris 2012.
- BOURGOGNE, ADRIEN-JEAN-BAPTISTE-FRANÇOIS *Mémoires du sergent Bourgogne (1812–1813)*. Hg. v. Paul Cottin, 6. Aufl. Paris 1910.
- DAMAMME, JEAN-CLAUDE *Les aigles en hiver: Russie 1812*. O.O. [Paris] 2009.
- DEIFEL, JOSEPH *Infanterist Deifel: Ein Tagebuch aus napoleonischer Zeit*. Hg. v. Eugen von Frauenholz. München 1939.
- DEIFEL, JOSEPH *Mit Napoleon nach Russland: Tagebuch des Infanteristen Joseph Deifel*. Regensburg 2012.
- FABER DU FAUR, CHRISTIAN WILHELM VON *Der Russlandfeldzug Napoleons 1812: Blätter aus meinem portefeuille, im laufe des feldzuges 1812 in Russland, nach den Originalen im Bayerischen Armeemuseum*, hg. v. Ernst Aichner/ Jürgen Kraus. Ingolstadt 2003.
- FURRER, DANIEL *Soldatenleben. Napoleons Russlandfeldzug 1812*. Zürich 2012, Lizenzausgabe Paderborn 2012.
- HECKER, HANS 1812 – Napoleon in Russland: Eine Literaturschau, in: *Osteuropa* 63 (2013), 1, S. 127–134.
- KAGAN, FREDERICK W. *Russian Military Reform in the Age of Napoleon*, in: David Schimmelpenninck van der Oye / Bruce W. Menning (Hg.) *Reforming the Tsar's Army: Military Innovation in Imperial Russia from Peter the Great to the Revolution*. Washington D.C. 2004, S. 189–204.
- KEEP, JOHN L. H. *Soldiers of the Tsar: Army and Society in Russia, 1462–1874*. Oxford [u.a.] 1985, ND 1988.
- KIBOVSKIJ, ALEKSANDR V. *Boevaja letopis' Rossii: Aleksandr Aver'janov. Batal'naja živopis'*. Moskva 2012.
- KLESSMANN, ECKART (Hg.): *Napoleons Rußlandfeldzug in Augenzeugenberichten*. Düsseldorf 1964; Taschenbuchausgabe 2. Aufl. München 1982.
- LIEVEN, DOMINIC *Russia against Napoleon: The Battle for Europe, 1807–1814*. London 2009.
- LIEVEN, DOMINIC *Russland gegen Napoleon: Die Schlacht um Europa*. München 2011.
- MIKABERIDZE, ALEXANDER *The Battle of Borodino: Napoleon Against Kutuzov*. Barnsley 2007.
- MIKABERIDZE, ALEXANDER *The Battle of the Berezina: Napoleon's Great Escape*. Barnsley 2010.
- MIKABERIDZE, ALEXANDER (Hg.): *Russian Eyewitness Accounts of the Campaign of 1812*. London 2012.
- MIKABERIDZE, ALEXANDER *The Russian Officer Corps in the Revolutionary and Napoleonic Wars, 1792–1815*. New York 2004.
- MUHLSTEIN, ANKA *Napoléon à Moscou*. Paris 2007.
- MUHLSTEIN, ANKA *Der Brand von Moskau: Napoleon in Rußland*. Frankfurt, Leipzig 2008.
- MURKEN, JULIA *Bayerische Soldaten im Russlandfeldzug 1812: Ihre Kriegserfahrung und deren Umdeutungen im 19. und 20. Jahrhundert*. München 2006.
- MURKEN, JULIA *Einführung: Der Russlandfeldzug 1812. Kriegserfahrungen und Deutungen im Tagebuch des Joseph Deifel*, in: *Deifel: Mit Napoleon*, S. 7–23.
- NAFZIGER, GEORGE F. *Napoleon's Invasion of Russia*. Novato CA 1988.
- NOHEJL, REGINE / RAPP, KONSTANTIN *Tagungsbericht Zwei Jahrhunderte im Gedächtnis Russlands / Dva veka v pamjati Rossii. 18.02.2013–19.02.2013, St. Petersburg, 2013*, in: *H-Soz-u-Kult*, 10.05.2013, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4796> (17.02.2014).

- OSTERHAMMEL, JÜRGEN Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. 5. Aufl. München 2010.
- PANČULIDZEV, SERGEJ A. Sbornik biografij kavalerjardov [Bd. 3:] 1801–1826, St.-Peterburg 1906, ND Moskva 2001.
- PAPI, RICCARDO [u.a.]: Eugène und Adam: Der Prinz und sein Maler. Der Leuchtenberg-Zyklus und die Napoleonischen Feldzüge 1809 und 1812. Berlin 2012.
- REY, MARIE-PIERRE L'effroyable tragédie: Une nouvelle histoire de la campagne de Russie. O.O. [Paris] 2012.
- REY, MARIE-PIERRE / LENTZ, THIERRY (Hg.): 1812, la campagne de Russie: Histoire et postérités. Actes du colloque des 4 et 5 avril 2012. O.O. [Paris] 2012.
- SIGNOLI, MICHEL u.a. Les oubliés de la retraite de Russie: Vilna 1812 – Vilnius 2002. Paris 2008.
- SOKOLOV, OLEG VALER'EVIC Bitva dvuch imperij 1805–1812. Moskva, Sankt-Peterburg 2012.
- SOKOLOV, OLEG Le combat de deux Empires: La Russie d'Alexandre Ier contre la France de Napoléon 1805–1812. Paris 2012.
- SPRING, LAURENCE 1812 Russia's Patriotic War. Stroud 2009.
- TRANIÉ, JEAN / CARMIGNANI, JUAN CARLOS La Campagne de Russie: Napoléon 1812. Limoges 1981.
- WINKLER, MARTINA (Hg.): 1812 in Russland – Erzählung, Erfahrung und Ereignis. Leipzig 2012. = Themenheft von *Comparativ: Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 22 (2012), 4.
- WINKLER, MARTINA „Wie schwer war dieses Jahr“ – Chaos und Ordnung, Besitzverlust und Eigentumskonzeptionen in Erinnerungen des Adels an 1812, in: Winkler, Martina (Hg.): 1812 in Russland – Erzählung, Erfahrung und Ereignis. Leipzig 2012. S. 14–30.
- WIRTSCHAFTER, ELISE KIMERLING From Serf to Russian Soldier. Princeton NJ 1990.
- ZAMOYSKI, ADAM 1812 Napoleon's Fatal March on Moscow. London 2004.
- ZAMOYSKI, ADAM 1812 Napoleons Feldzug in Russland, 10. Aufl. München 2012.

Dr. Andreas R. Hofmann ist freiberuflicher Historiker, Übersetzer und Redakteur. Böttgerstraße 12, D-04238 Leipzig (arhofmann@klioman.de).

REZENSIONEN

Thema: Erster Weltkrieg

MICHAEL A. REYNOLDS: *Shattering Empires. The Clash and Collapse of the Ottoman and Russian Empires 1908–1918*. Cambridge, New York, Melbourne [usw.]: Cambridge University Press, 2011. XIV, 303 S., 5 Ktn., 25 Abb. ISBN: 978-0-521-14916-7.

Empires are „on“. So trivial ließe sich ein Trend beschreiben, der nicht nur die populäre Literatur erreicht hat, wie die heftige Kontroverse um den Roman „Imperium“ des Schweizer Bestsellerautors Christian Kracht jüngst gezeigt hat. Auch der historische Sach- und Fachbuchmarkt erscheint derzeit von einem *imperial turn* gekennzeichnet, dessen Entwicklung die „American Historical Review“ jüngst nachzeichnete (117 [2012], 3). Seinen Grund hat dieses Interesse primär in der Erfahrung von Globalisierung, der Notwendigkeit supranationaler Integration jenseits des Nationalstaats und der Wirkung postkolonialer Studien. All diese Faktoren haben dem Empire, als Begriff wie als historischer Ordnung, die von Vielfalt und Ungleichheit geprägt ist, eine neue Aufmerksamkeit gesichert.

In dieses Forschungsfeld lässt sich auch die Studie des in Princeton lehrenden Nahostexperten Michael Reynolds einordnen, der mit „Shattering Empires“ den Zusammenbruch des Osmanischen und des Russischen Reichs zwischen 1908 und 1918 in den Blick nimmt. Als Beispiel für die Interaktion zwischen beiden Empires hat er Grenzräume ausgewählt, nämlich den Kaukasus und das östliche Anatolien, wo die imperiale Kontrolle der Zentren sich abgeschwächt hatte und ein dichter Verkehr von Ideen, Menschen oder Gütern die ohnehin schwach ausgebildeten imperialen Grenzen noch poröser machte. Die Wahl des Zeitraums begründet Reynolds mit der frappanten Differenz zwischen den hochfliegenden politischen und wirtschaftlichen Erwartungen, die in beiden Empires nach den innenpolitischen Zäsuren der Jungtürkischen Revolution und des russischen Oktobermanifests einsetzten, und den zerstörerischen Erfahrungen in den Gesellschaften beider Empires am Ende des Ersten Weltkriegs. Welche Erklärung lässt sich für diese Parallelen finden? Bislang suggeriere die fast gleichzeitige Erosion der Empires, so Reynolds, dass der gemeinsame

Grund für den Untergang in innenpolitischen Konflikten, ethnisch konfiguriert im osmanischen Fall, eher politisch gefärbt im russischen Fall, gelegen habe. Hier setzt der Autor an und stellt die These auf, es sei vor allem der interimperiale Konflikt zwischen den beiden Mächten gewesen, der zu ihrem Ende beigetragen habe. Diese These versucht er in acht diachronen Kapiteln zu entfalten.

Die Rivalität der Herrschaftsstrategien will Reynolds zunächst im östlichen Anatolien greifbar machen. Hier trennten tendenziell eher Klasse und Wirtschaftsweise zwischen nomadischen, muslimischen Kurden und sesshaften, christlichen Armeniern; doch mit dem Export nationaler Ideen in die Region brachten beide Empires die Gruppen gegenseitig in Stellung. Vor und während des Ersten Weltkriegs begrenzten beide Regierungen ihre Suche nach Bündnispartnern nicht auf konfessionell passende Gruppen, sondern agierten flexibel und strategisch, indem osmanische Beamte mit Georgiern und Ukrainern zusammenarbeiteten, während die Russen auch Muslime für ihre Zwecke instrumentalisieren. Das kontinuierliche Argument Reynolds, weniger ethnische Ressentiments als strategische Machtinteressen hätten zum Konflikt geführt, exemplifiziert er auch am Beispiel des Genozids an den Armeniern, den er als radikale Durchsetzung des staatlichen Anspruchs deutet, dass ethnische Besiedelung mit staatlichen Grenzen deckungsgleich sein müssten. Mit dem Empire als *state actor* begründet Reynolds auch die Entstehung neuer Staaten wie Georgien, Armenien und Aserbaidschan, die weniger ein Resultat indigener Nationalismen im Kaukasus als vielmehr das Ergebnis interstaatlicher Rivalität gewesen seien.

Das Anliegen der Studie, Empires nicht mehr isoliert zu sehen, sondern gerade in ihrer interimperialen Konkurrenz und Verflechtung zu untersuchen, jenen *imperial intersections*, wie Burbank und Cooper diese Tendenz in ihrem 2011 erschienen Panorama „Empires in World History“ genannt haben (JANE BURBANK / FREDERICK COOPER: *Empires in World History. Power and the Politics of Difference*. Princeton, NJ, 2010), ist einleuchtend und überzeugend. Die Durchführung bleibt dagegen enttäuschend. Reynolds diachron angeordnete Kapi-

tel handeln ihre Gegenstände durchweg faktographisch ab und lassen übergreifende, strukturelle Thesen vermissen. Sein Argument, staatliche Interessen seien stärker als nationale Motive gewesen, wird nicht überzeugend belegt, die gewählten Räume bleiben als Laboratorien von nationalen Experimenten oder Massenmobilisierung seltsam blass, und beim Leser setzt sich der Eindruck fest, eine klassische, durchweg staatsorientierte Politikgeschichte, verkleidet im modischen Gewand der Empires, gelesen zu haben.

Ganz anders hat vor einigen Jahren der in Washington lehrende Aviel Roshwald das Potential des Vergleichs für den gleichen Zeitraum und nahezu dieselben Akteure ausgelotet. Im scharfen Gegensatz zu Reynolds staatsorientiertem Argument der Mächterivalität in den „Shattering Empires“ hat Roshwald in seiner Studie „Ethnic Nationalism and the Fall of Empires“ die eher gesellschaftspolitisch basierte These vertreten, vor allem die kurzfristige Mobilisierung ethnischer Nationalismen sei für Umbruch und neue Staatsgründungen verantwortlich

(AVIEL ROSHWALD: *Ethnic Nationalism and the Fall of Empires. Central Europe, Russia and the Middle East 1914–1923*. London 2001). Beide Studien, so unterschiedlich ihre Argumente auch sind, begründen ihr Ergebnis, also die Erosion und den Zusammenbruch der Empires, indes weniger mit langen imperialen Zerfallsprozessen, sondern vielmehr mit kurzfristigen Konstellationen innerhalb der Empires, die sich vor allem während der Ersten Weltkriegs herausbildeten. Letztlich werden eher die Ähnlichkeiten des imperialen Handlungsrepertoires betont, was die noch immer dominierende Vorstellung fundamentaler Unterschiede zwischen westlichen und östlichen Empires als historiographische Tendenz allmählich abschwächt. Bleibt Reynolds Studie auch im Einzelnen unbefriedigend, so lässt sie sich dennoch als Sensor für das weitgehend offene Forschungsfeld der imperialer Verflechtung und des Vergleichs begreifen. Es bleibt spannend an der imperialen Forschungsfront.

Ulrike von Hirschhausen, Rostock

* * *

CHRISTOPHER CLARK: *Die Schlafwandler*. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz. München: DVA, 2013. 895 S., Abb., Kte. ISBN: 978-3-421-04359-7.

SEAN McMEEKIN: *The Russian Origins of the First World War*. Cambridge, MA, London: Harvard University Press, 2011. XII, 324 S., 16 Abb., 10 Ktn. ISBN: 978-0-674-07233-6.

1961 legte der Extraordinarius an der Universität Hamburg Fritz Fischer in dem Buch „Griff nach der Weltmacht: Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18“ seine bahnbrechende Untersuchung der Politik des kaiserlichen Deutschland während der Julikrise und des Kriegausbruchs von 1914 vor. Insbesondere die ersten drei Kapitel des Buchs lösten in der Folge in Westdeutschland einen vehementen Historikerstreit aus. Seit dem 26. Deutschen Historikertag 1964 in Berlin setzte sich seine zentrale These von der deutschen Hauptverantwortung am Krieg unter Fachkollegen weitgehend durch und fand auch international weites Echo. So bestärkte auch Dominic Lieven 1983 in seiner grundlegenden Darstellung der Politik Russlands vor dem Kriegausbruch zumindest in diesem Punkt die These Fischers: „Study of the July Crisis from the Russian standpoint indeed confirms the now

generally accepted view that the major immediate responsibility for the outbreak of the war rested unequivocally on the German government.“ (DOMINIC LIEVEN *Russia and the Origins of the First World War*. Basingstoke, New York 1983, S. 151.)

Doch gut 30 Jahre später scheinen die Verantwortlichkeiten nicht ganz so „eindeutig“ verteilt. Auf der großen Konferenz des Deutschen Historischen Instituts in London zum 50-jährigen Jubiläum von Fischers Veröffentlichung und der „Kontroverse“ wurde deutlich, dass eine maßgebliche Schwäche von Fischers Thesen auf dem Umstand beruhte, dass sie nicht ebenso umfassend die Politik der anderen kriegsauslösenden Mächte in die Betrachtung miteinbezogen. Auf diese Weise entstand ein beträchtliches Ungleichgewicht in der Wertung. Entsprechende Revisionen wurden auf der Londoner Konferenz bereits eingebracht (JONATHAN STEINBERG *Old Knowledge and New Research. A Summary of the Conference on the Fischer Controversy 50 Years On*. In: *Journal of Contemporary History* 48 (2013), 2, S. 241–250).

Auf der Londoner Konferenz war als Teilnehmer anwesend auch der australische Historiker CHRISTOPHER M. CLARK, damals Professor für Neuere Europäische Geschichte am St. Catharine's College an der University of Cambridge, der seit 2014 in der Nachfolge von Richard J. Evans zum Regius Pro-

fessor of History ernannt wurde. Clark vertrat in den vergangenen Jahren bereits eine Gegenposition in der Beurteilung Kaiser Wilhelms II. zu der äußerst negativen Darstellung, die JOHN RÖHL veröffentlicht hatte. Für Röhl war Wilhelm eine entscheidende Schlüsselfigur auf dem fatalen Weg Deutschlands von Bismarck zu Hitler. Clark kritisierte diesen Versuch seines Kollegen, den letzten deutschen Kaiser zu dämonisieren. Clark verortete das Problem der Vorkriegspolitik des wilhelminischen Deutschland weniger in dem angeblichen „autokratischen Willen“ des äußerst launenhaften Kaisers als vielmehr „in dem chronischen Versagen der Führung“. In den Schlafwandlern konstatiert Clark ein ähnliches Versagen der Politik auf der internationalen Ebene. Dabei versucht er nicht nur Kriegsursachen nach Kategorien geordnet (Imperialismus, Nationalismus, Rüstung etc.) herauszuarbeiten, sondern vor allem auch das komplexe Netz von Interaktionen der am Geschehen Beteiligten zu analysieren. Dieser Ansatz führt zu der sehr begrüßenswerten Methodik, vor allem auch Menschen, ihre treibenden Motive, Beweggründe und Charaktere, zu betrachten. Die engere Frage nach der „Schuld am Krieg“ spielt dabei eine untergeordnete Rolle, weil in Clarks Darstellung deutlich wird, dass in den komplexen historischen Abläufen diese „Schuld“ ursächlich nicht auf einen einzigen Sündenbock abgewälzt werden kann. Clark spricht seinerseits von der fatalen Juli-Krise 1914 als einer „Frucht einer gemeinsamen politischen Kultur“, „multipolar und wahrhaft interaktiv“ (S. 717). Allerdings führt seine Vorgehensweise auch dazu, generell zu anzuzweifeln, ob überhaupt konkrete Persönlichkeiten wie „Bösewichte mit Samtjackett in James-Bond-Filmen“ einen Krieg wollten und auch bewusst darauf zu steuerten. Dies sei zwar „logisch nicht ausgeschlossen“, so der Verfasser, aber durch die vorliegenden Quellen nicht zu erhärten.

In dieser Vorgehensweise liegt ein wesentlicher Nachteil von Clarks Untersuchung. Denn er beschränkt er sich hauptsächlich auf die klassische Diplomatiegeschichte im Zeitraum von etwa 1870 bis zum Sommer 1914: Bündnisse, Allianzen, Verträge, politische Krisen und strategische Erwägungen werden ausführlich beschrieben, aber diese Methodik lässt viele Entwicklungen weltanschaulicher, politischer und wirtschaftlicher Natur außer Acht, die nicht nur zum Kriegsausbruch beitragen, sondern in denen auch langfristige Intentionen von Beteiligten deutlich zum Tragen kamen. „Schlafwandler“ seien

die politischen Protagonisten vom Juli 1914 für Clark vor allem deshalb gewesen, weil sie „blind [...] für die Realität der Gräuel“ gewesen wären, die der Krieg hervorrufen sollte (S. 718). Zwar hätte es in allen Regierungen Kriegstreiber gegeben, doch Clark geht auch davon aus, dass bei allen beteiligten Mächten bis in die Julikrise die subjektive Auffassung vorherrschte: Man selbst sei friedliebend, doch handle man unter von anderen Mächten ausgeübten Zwängen, da es diese seien, welche auf einen Krieg zustrebten.

Anders als viele Gesamtdarstellungen über den Ausbruch des Weltkriegs widmet Clark der Rolle der serbischen Politik am Vorabend des Konflikts viel Aufmerksamkeit. Im ersten Teil seines Buchs schildert Clark die lokalen Ereignisse und Konstellationen auf dem Balkan. Seine Darstellung, die den serbischen Anteil am Kriegsausbruch hervorhebt, stieß im heutigen Serbien auf sehr scharfe Kritik, als ein gegen Serbien gerichtetes böses Projekt, ja sie wurde durch den amtierenden serbischen Präsidenten Tomislav Nikolić als ein „neue[r] Versuch“ bezeichnet, „Serbien unberechtigt und ohne Grund zum von vornherein Schuldigen zu erklären, der wiederholt in der Geschichte Unglück im Weltmaßstab hervorgerufen hat“. Ferner wurde Clark der Vorwurf gemacht, neue serbische Literatur nicht ausgewertet zu haben (MARIE-JANINE CALIC Kriegstreiber Serbien? Die Südslawen und der Erste Weltkrieg: eine Richtigstellung. In: Osteuropa 64 (2014), 2–4, S. 43–58). Tatsächlich fällt Clarks Urteil über die serbischen Protagonisten im Vergleich mit am schärfsten aus; den Politikern der damaligen Großmächte wird wesentlich mehr Verständnis entgegengebracht. Dies verdeutlicht in erster Linie, welche gesellschaftspolitische Brisanz die mit dem Krieg vor 100 Jahren verbundenen Fragen noch heute besitzen. Es sorgte in Serbien für besondere Empörung, dass Gavrilo Princip und seine Mitkämpfer von Clark als „Terroristen“ mit Osama bin Laden verglichen wurden, der 28. Juni 1914 gar mit dem 11. September 2001.

Der zweite Teil der „Schlafwandler“ widmet sich der Innen-, Außen-, Sicherheits- und Bündnispolitik der europäischen Großmächte von 1887 bis 1914. Hier zeichnet Clark u.a. Skizzen der politisch Verantwortlichen: Monarchen, Regierungschefs, Außenminister, Botschafter, Militärs, aber auch der Massenpresse. Kritisch fällt das Urteil über den britischen Außenminister Edward Grey aus, Clark zeigt dessen „Bereitschaft, konspirative Methoden einzu-

setzen“ (S. 268) auf sowie den wachsenden Einfluss der antideutsch eingestellten Grey-Gruppe unter den leitenden Beamten des Foreign Office. Ausgespart bleiben die gerade im britischen Fall äußerst wichtigen Lobby- und Dinnerclub-Gruppen: über „Coefficients“, „Round Table“ oder die „Pilgrim Society“ mit ihren weitreichenden Entwürfen zur Umwandlung des British Empire, wobei zu diesem Zweck auch an einen größeren Krieg gedacht wurde, und zur Annäherung an die im Pazifikraum expandierenden USA wird man in seinem Buch nichts finden.

Der abschließende dritte Teil behandelt schließlich die Ereignisse der Julikrise 1914 und den eigentlichen Kriegsausbruch. Clark zeigt auf, dass die britische Entscheidung – nach dem doppelbödigen Nebel, den Außenminister Grey in einem Gespräch mit dem deutschen Gesandten Lichnowsky am Nachmittag des 1. August verbreitet hatte und der in Berlin größte Verwirrung und die Hoffnung auf britische Neutralität wachrief – für eine militärische Intervention an der Seite der Entente für die britische Außenpolitik zwei Probleme mit imperialen Rivalen auf einen Schlag löste: die Zügelung und Besänftigung Russlands und die Eindämmung Deutschlands.

Was die deutsche Seite betrifft, schreibt Clark zwar von fatalen Fehlentscheidungen der Reichsführung, begegnet jedoch der imperialen Politik des Deutschen Reichs mit Nachsicht. In London, Paris und St. Petersburg habe man Berlin und den deutschen Wirtschaftsambitionen den legitimen Bewegungsspielraum nicht zugestehen wollen. Welche grundlegenden gesellschaftlichen Fehlentwicklungen das Deutsche Reich prägten und die auch zur Herbeiführung des Kriegs beitrugen, darüber wird man in Clarks Buch jedoch nichts erfahren.

Hervorgehoben wird auch das Gewicht, welches das französisch-russländische Bündnis in den letzten Tagen der Juli-Krise besaß: Poincarés Staatsbesuch Mitte Juli 1914 in St. Petersburg, wobei von den Gipfelgesprächen inhaltliche Dokumente weder auf französischer, noch auf russländischer Seite erhalten sind; die wechselseitigen Ermutigungen für den Ernstfall, wobei die Situation auf dem Balkan auf beiden Seiten schon seit längerem als idealer casus belli bewertet wurde, Ende Juli gar als Chance des günstigen Augenblicks, vorteilhafte strategische Bedingungen vorzufinden, um „endlich einmal Schluss zu machen“, wie am 30. Juli die Stimmung in Paris in diplomatischen Depeschen gemeldet wurde (S. 647).

Bei dieser Rekonstruktion der diplomatischen und politischen Ereignisse fehlt mitunter doch eine tieferreichende Analyse der Strukturen und Probleme (z.B. Nationalitätenfrage, internationale Weltreichsvorstellungen oder der Faktor der globalen Wirtschafts- und Finanzinteressen), die ein wichtiges Licht auf die Motivationen verschiedener Entscheidungsträger werfen würde. Bei alledem hat das Buch von Christopher Clark große Verdienste. Es ist ausgezeichnet geschrieben und untersucht unter Verwendung sehr umfangreichen, teils vernachlässigten Quellenmaterials die Politik und Diplomatie aller am Kriegsausbruch beteiligten europäischen Großmächte. Die heftige Diskussion, die seit seinem Erscheinen über den Ursprung des Ersten Weltkriegs in mehreren europäischen Ländern eingesetzt hat, zeigt ebenso wie die aktuelle schwere internationale Krise über der Ukraine-Frage, wie notwendig Clarks Veröffentlichung über die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts gerade für uns Zeitgenossen ist.

Man ist versucht, an der politischen Situation der Gegenwart auch den Paradigmenwechsel in der Forschung zum Ersten Weltkrieg abzulesen. Der Erwartung deutscher Beteiligung an internationalen Militäreinsätzen im Rahmen der NATO steht die erneuerte Wahrnehmung einer Bedrohung der westlichen Interessen durch ein neo-imperiales Russland gegenüber. Dementsprechend mehrten sich in den letzten Jahren die Veröffentlichungen, in denen eine Hauptverantwortung für den Kriegsausbruch dem zarischen Russland zugeschrieben wird, wie das schon in der Historiographie der Zwischenkriegszeit der Fall war.

Diesen Aspekt arbeitet auch SEAN McMEEKIN heraus, der in den vergangenen Jahren mehrere Bücher zu Vorgeschichte und Ausbruch des Ersten Weltkriegs verfasst hat, darunter „The Russian Origins“, das inzwischen auch in deutscher Übersetzung erschienen ist (Russlands Weg in den Krieg. Der Erste Weltkrieg – Ursprung der Jahrhundertkatastrophe. München: Europa Verlag, 2014). Weniger auf deutscher und österreichischer Seite als vielmehr auf Seiten des Zarenreiches verortet der Verfasser Entscheidungen und Interessen, die in den Großen Krieg mündeten. Schon in der Formulierung des Buchtitels bezieht seine Arbeit eine durchaus polemische, scharf formulierte Gegenposition zu dem älteren Buch Lievens, wobei er Material aus türkischen Archiven sowie insbesondere aus AVPRI (dem Außenpolitischen Archiv) und RGVIA (dem Russländischen Militärhistorischen Archiv) verar-

beitet. McMeekin lehrt wie schon vor ihm sein Mentor Norman Stone an der Bilkent-Universität von Ankara. Aus dieser Blickrichtung scheint es naheliegend, dass er weniger den Balkan als Hauptschauplatz russländischer Interessen interpretiert, als vielmehr „Russian ambitions to dominate Turkey“; die gesamte „Orientalische Frage“ habe sich dementsprechend nur mit dem Schicksal des Osmanischen Reichs beschäftigt, Serbien und der Balkan seien als Nebenschauplatz für die Außenpolitik Sazonovs lediglich „a brilliant smokescreen“ gewesen, um die Verbündeten des Zarenreichs, vor allem Großbritannien, über die außenpolitischen Ziele des Zarenreichs in Richtung Meerengen und Zerschlagung des Osmanischen Reichs zu täuschen (S. 99). Das gleiche gilt für den Panславismus. Aus der Interessenlage des Zarenreichs sei der Krieg ein „War of the Ottoman Succession“ (S. 4) gewesen.

Besonderes Augenmerk widmet McMeekin auch dem russländisch-französischen Gipfeltreffen in St. Petersburg Mitte Juli 1914, dem „biggest documentary gap“ der Juli-Krise (S. 45). Die französische Seite hingegen wird als „willing collaborators“ in dem russländischen Vorhaben beschrieben, einen Krieg zu beginnen, in dem das Deutsche Reich als Aggressor erscheinen sollte, was durch die „foolish“ Neutralitätsverletzung Belgiens, eine „suicidal strategic stupidity“ des deutschen Generalstabs, dann auch weitgehend gelang (S. 69, 72). Demgegenüber seien die russländischen Maßnahmen der Kriegsvorbereitung, die am 25. Juli begannen, in Wirklichkeit de facto bereits als Mobilmachung zu verstehen gewesen (auch diese These wurde bereits in der Zwischenkriegszeit vorgebracht, u.a. auch von französischen Autoren wie Henri Pozzi).

McMeekins Buch handelt jedoch nicht allein

* *

Redefining the Sacred. Religion in the French and Russian Revolutions. Ed. by Daniel Schönplflug / Martin Schulze Wessel. Frankfurt a.M. [usw.]: Lang, 2012. 226 S. ISBN: 978-3-631-57218-4.

This collection consists of a series of parallel articles examining religion in the French and Russian Revolutions, bringing together leading scholars in both fields. Such an effort is novel (only ARNO J. MAYER's "The Furies" attempted something similar) and fruitful. The examination of religion and the revolution is in its infancy in western scholarship of the Russian Revolution, and specialists stand much to learn from the comparison with the French case,

vom Kriegsausbruch, sondern erörtert auch den weiteren Kriegsverlauf. Dabei nimmt der Verfasser angesichts der Aghet der Armenier im Osmanischen Reich eine offen apologetische Haltung ein, indem er Positionen der offiziellen türkischen Interpretation übernimmt, es habe sich bei der Massenermordung von Armeniern nicht um einen schon vor dem Krieg durch die jungtürkische Staatsführung ins Auge gefassten Genozid mit dem Ziel einer „Türkisierung“ Anatoliens gehandelt, als vielmehr um eine Folge der Deportation, die sich aus dem Kriegsgeschehen an der Kaukasusfront heraus entwickelte. Dabei, so der Verfasser, sei der Vorwurf gerechtfertigt, dass Russland armenische Partisanengruppen mit Versprechungen manipuliert und zu Aufständen angestachelt hätte. „Imperial greed and impotence“ Russlands seien letztlich mitverantwortlich an der Katastrophe der Armenier (S. 141–174). Ähnlich wie in seiner Gewichtung der Balkanfrage zeigt sich hier McMeekins einseitige Tendenz, die Verantwortung Russlands zum Anlass für eine Aufwertung der osmanisch-türkischen Politik vor und während des Weltkriegs zu nehmen und dabei generell alle internationalen Fragen auf den Blickwinkel der russländisch-osmanischen Beziehungen zu reduzieren. Auch wäre es in dem Zusammenhang wünschenswert gewesen, jene Politiker wie z.B. Sergej Witte und Petr Durnovo zu erwähnen, die im Zarenreich vor einer Verwicklung in einen Krieg und den Folgen für Innen- und Außenpolitik dringend warnen.

Jedoch enthält das mit einigem Elan geschriebene Buch genug Material, um die Diskussion über die Rolle des zarischen Russland vor und nach Kriegsausbruch neu zu beleben.

Markus Osterrieder, *Krailling bei München*

*

the historiography of which is well developed. New currents of research in both fields seek to get beyond viewing religion and revolution as antagonistic forces with religion on the side of tradition or conservatism and revolution on the side of modernity, or churchmen either as counter-revolutionaries or victims of revolution. Recent work seeks rather to understand the complex relationship between religion, society, and politics, the religious origins of revolutions, clergy and churches as revolutionary actors, the transformation of religion and its institutions in moments of revolutionary change, and finally how revolutionary movements appropriate religious patterns of thought and behavior.

The first pair of articles examines the connection between religion and the causes of revolution. In the French case, older historiography viewed the monarchy's legitimacy as significantly rooted in the notion of its sacrality, on the one hand, and on the other asserted a steady dechristianization of French society in the eighteenth century. According to what DANIEL SCHÖNPFLUG terms the "joint-decline" thesis, the dechristianization of French society undermined the legitimacy of the monarchy and hence contributed to the revolution. Scholars of the Russian Revolution have assumed much the same, though based on considerably less research (especially when it came to dechristianization, which has frequently been asserted but never demonstrated). Historians of France have recently disputed the various facets of the "joint-decline" thesis, as Schönplug discusses in this article, especially the notion that there was religious decline in eighteenth century France.

Like Schönplug, GREGORY L. FREEZE argues that there was not widespread secularization or dechristianization in pre-revolutionary Russia, on the basis of confession and communion records that demonstrate extraordinarily high levels of religious participation and not a substantial decline in the years leading up to the revolution. Freeze does see a connection between religion and the revolution, however, in relation to three crises: in church-state relations, within the church, and increasing religious pluralization. He analyzes the disintegrating relations between church and state in the last decades of the empire that weakened support of each for the other. Further, Freeze argues that the Orthodox Church was threatened by growing lay assertiveness within and also by defections to other religious alternatives.

The second pair of essays looks at the connection between politics and religious dissent. DALE VAN KLEY has argued that the battles over Jansenism had political consequences; in particular, its condemnation by both papacy and French monarchy led its supporters to advocate more democratic or conciliar models of church governance and also to support 'patriotic' politics – that is, political positions that advocated law and rights over the arbitrary rule of 'despotism'. In this contribution, Van Kley argues for complex and sometimes surprising alignments of ideologies and political positions, with religious actors falling on both sides of the political divides.

ALEXANDER ETKIND examines Russian religious dissenters and revolutionary politics. He argues that Russian intellectuals and revolutionaries followed the assertions of an early scholar of religious dissent, Afanasii Shchapov, in believing that Russian religious dissent was in fact a mask for political dissent and that these dissenters had great revolutionary potential. This resulted in an enduring interest in religious dissenters, from the populists to the likes of Viktor Chemov, Aleksandr Mikhailov, Georgii Plekhanov, and Vladimir Bonch-Bruевич. In reality, according to Etkind, the majority of sectarians were politically passive, so that the connection between religious dissent and revolutionary politics in Russia existed primarily in the minds of the revolutionaries and their actions toward the sectarians.

The third section of the book analyzes churchmen as revolutionary actors. BERNARD PLONGERON considers tensions between higher and lower clergy in the French Church before the Revolution, which led some clerical activists to advocate a conciliar ecclesiology. He follows the story through the Civil Constitution of the Clergy and the subsequent formation of the Gallican Church in 1795 that sought to be a "free church in a free state", in communion with Rome but nevertheless governed by church councils. For a brief period it appeared that a conciliar church free of state control would flourish in a post-revolutionary France, but it was not to last. MICHAEL SHKAROVSKIY examines similar tensions between higher and lower clergy in pre-revolutionary Russia and the efforts of "renovationist" clergy from 1905 onward to reform the Orthodox Church in a more democratic direction. Although the starting point for their reform program in 1917 focused on the separation of church and state, their failure to achieve their reforms during the 1917–1918 Council led them to seek state support in 1922 as the only way to bring about their program. The Soviet leaders, however, had other plans, and only used the Renovationists as a means to divide and weaken the Church.

The final section of the book looks at the adaptation of religious patterns in the cause of secular revolution through the cult of revolutionary figures. JEAN-CLAUDE BONNET argues that the pantheonization of Jean-Paul Marat tapped into religious fervor because the cult of "martyrs" of the revolution touched the common people more than the abstract Cult of Reason – although he does not account for the equal fervor with which the cult of Marat was

thrown over in such a short time. According to FRITHJOF BENJAMIN SCHENK, the cult of Lenin served to overthrow the old symbolic system and was used as a political symbol to lend the new regime legitimacy. He observes the parallels between the cult of Lenin and religious forms and practices. He also correctly suggests that the intentions were different – the aim was not to fill the old structures with new content so much as to displace

that content altogether; and that this aim was not entirely successful, but rather that the “cultural systems of Bolshevism and Orthodoxy co-existed in Russia for a long time” (p. 225).

It is to be hoped that this volume will inspire further research into religion and revolution, particularly in Russia, and the comparative perspective will provoke new questions and approaches.

Scott M. Kenworthy, Oxford, OH

SEMION LYANDRES: *The Fall of Tsarism. Untold Stories of the February 1917 Revolution.* Oxford: Oxford University Press, 2013. XXIII, 322 S., 13 Abb., 3 Ktn. ISBN: 978-0-19-923575-9.

Dieses Buch ist ein Triptychon: Es ist erstens und vor allem eine Quellensammlung, herausgegeben von Semion Lyandres, Professor für Osteuropäische Geschichte an der renommierten US-amerikanischen Universität von Notre Dame, einem der profiliertesten Kenner der Revolutionsgeschichte von 1917. Angesichts der zahlreichen in der Vergangenheit vorgelegten Dokumentationen zur Geschichte der Russischen Revolution von 1917 wäre dies indes kaum der Erwähnung wert. Dieses Werk kann aber mit einem Alleinstellungsmerkmal aufwarten: Hier werden fast einhundert Jahre nach den Ereignissen erstmals einem größeren Lesepublikum die Transkripte von zehn Interviews mit unmittelbar Beteiligten der Februarrevolution vorgelegt.

Das Buch ist zum Zweiten ein Forum für die von dem Herausgeber seit fast zwei Jahrzehnten verfochtene These über einen in seiner Bedeutung von der Fachwelt sträflich verkannten Protagonisten der revolutionären Ereignisse in den Tagen des Februars 1917: den Vorsitzenden der IV. Staatsduma Michail Vladimirovič Rodzjanko.

Und drittens schließlich ist das Werk auch eine Detektivgeschichte, von der wahrscheinlich jeder Historiker träumt, die aber nur für die wenigsten in Erfüllung geht. Sie könnte betitelt werden mit: Auf der Suche nach einer verlorengegangenen archivalischen Trouvaille.

Am Anfang dieser Geschichte voller Irrungen und Wirrungen auf der Suche nach der Archivalie stand Édouard Nikolaevič Burdžalovs 1967 in Moskau publizierte Monographie „Vtoraja russkaja revoljucija: Vosstanie v Petrograde“ [Die zweite Russische Revolution: Der Aufstand in Petrograd]. Als der Osteuropahistoriker Donald J. Raleigh sie zwei Dezennien später ins Amerikanische übertrug, fügte

er einer Anmerkung den Satz hinzu, dass Burdžalov der einzige Historiker gewesen sei, der jemals die von dem russisch-sowjetischen Historiker Michail Aleksandrovič Polievktov gesammelten Archivalien mit etwa einem Dutzend im Frühjahr 1917 geführten Interviews zitiert habe.

Polievktov, ein in Petrograd lebender Historiker und Augenzeuge der revolutionären Ereignisse, setzte sich unter dem unmittelbaren Eindruck des brennenden Archivs der zarischen Geheimpolizei, der *ochrana*, für den Schutz und Erhalt zarischer Archivalien ein. Zudem gehörte er zu den Mitbegründern einer Gesellschaft zum Studium der Russischen Revolution, die bereits Ende April 1917 institutionelle Rückendeckung seitens der Provisorischen Regierung erfuhr. Diese Gesellschaft bat Teilnehmer der Februarereignisse – Arbeiter, Soldaten, Studenten, Parteimitglieder, aber in einer eigenen Sektion auch Personen, die in den Tagen der Revolution im Taurischen Palais, dem Sitz der Staatsduma, gearbeitet hatten – um ihre Erinnerungen.

Wie viele Personen im Verlauf des Frühjahrs 1917 – also zeitnah zu dem Erlebten – insgesamt befragt wurden, ist unbekannt. Der Faszikel umfasst zwölf Interviews und mehrere kürzere Gesprächsaufzeichnungen, von denen insgesamt zehn Interviews Eingang in die vorliegende Quellenedition gefunden haben. Zu den Interviewten zählen so herausragende politische Akteure wie der oktobristische Vorsitzende der Staatsduma Michail Vladimirovič Rodzjanko, der adlige Zemstvo-Aktivist, Generalstabsoffizier und oktobristische Dumaabgeordnete Boris Aleksandrovič Engel'gardt, der überaus vermögende Kiever Industrielle, Parlamentarier und permanent amtierende Minister der Provisorischen Regierung Michail Ivanovič Tereščenko, der linke Konstitutionelle Demokrat und stellvertretende Dumavorsitzende Nikolaj Vissarionovič Nekrasov sowie dessen Fraktionskollege Petr Vasil'evič Gerasimov. Ferner sind drei Sozialisten zu nennen: der erste Sozialist, der in Russland ein Ministerportefeuille

bekleidete, nämlich der *trudovik* Aleksandr Fedorovič Kerenskij, der Führer der menschowistischen Dumaabgeordneten Nikolaj Semenovič Čcheidze sowie – in einem sehr ausführlichen Interview – sein Fraktionskollege im Exekutivkomitee des Petrograder Sowjets und ab Mai 1917 Arbeitsminister der Provisorischen Regierung Matvej Ivanovič Skobelev. Zu den weniger bekannten Interviewten, die auch keine Parlamentarier waren, zählten die beiden Offiziere der Militärkommission der Staatsduma. Diese wirkte als Generalstab der Revolution und half, die Loyalität der auf den Zaren eingeschworenen Truppen zu unterminieren, sie zu neutralisieren oder auf die Seite der Aufständischen zu überführen, eine Konterrevolution des Militärs zu unterbinden und so zum Schutz und Erfolg der Revolution beizutragen. Es handelt sich um den Rechtsanwalt und Hauptmann Aleksandr Aleksandrovič Čikolini sowie den Oberst im Generalstab Lev Stepanovič Tugan-Baranovskij. Der Stellenwert dieser Edition wird auch dadurch unterstrichen, dass von den Interviewten sechs der Nachwelt überhaupt keine weiteren Zeugnisse hinterließen. Lediglich Engelgardt, Kerenskij, Rodzjanko und Skobelev publizierten Erinnerungen, die sich allerdings zum Teil erheblich von den Interviews unterscheiden.

Zu Beginn des archivalischen Goldrausches, den die neuen politischen Verhältnisse des postsowjetischen Russland erlaubten, begann Lyandres im Sommer 1992 mit seiner Suche nach diesen Interviews. Relativ bald wurde er sich der Tatsache bewusst, dass sich dieser Bestand nicht mehr in Russland, sondern wohl in Georgien, der Heimat der Ehefrau Polievktovs, einer Cousine des führenden Men'seviken Irakli Georgievič Cereteli, befand. Andere Dinge traten dann bei Lyandres in den Vordergrund, doch stellte er seine Bemühungen nie ein. So ist es letztlich einerseits seiner Beharrlichkeit, aber ohne Zweifel auch der Kontingenz zuzuschreiben, dass er im Jahre 2006 die Archivalien zu Gesicht bekam und auch einscannen durfte.

Das Werk besteht aus zwei Teilen mit insgesamt 13 Kapiteln. Der erste behandelt die Entstehung der Interviews und die Geschichte der Suche nach ihnen. Der zweite besteht aus den zehn Interviews und das letzte Kapitel ist ihrer Interpretation vorbehalten. Hier präsentiert Lyandres seine sich von der historiographischen Mehrheitsmeinung über die Russi-

sche Revolution von 1917 abhebende Sicht der Dinge. Ähnlich wie sein russischer Kollege Sergej Viktorovič Kulikov, der das Ende des *Ancien régime* auf eine „Verschwörung“ von Oktobristen, Konstitutionellen Demokraten und Progressisten innerhalb der Kriegsindustriekomitees zurückführt, vertritt auch Lyandres die Auffassung, dass Rodzjanko und der Vorsitzende den Zentralen Kriegsindustriekomitees und oktobristische Fraktionschef in der III. Staatsduma Aleksandr Ivanovič Gučkov die eigentlich treibenden Kräfte der Februarrevolution 1917 gewesen seien. Ihre politischen Schritte hätten oft Maßnahmen der Sozialisten vorweggenommen bzw. diese und auch den Petrograder Sowjet in deren Handeln nachhaltig beeinflusst. In der Tat ist der Argumentation Lyandres' die Plausibilität nicht abzuspochen. Aber selbst wenn Rodzjanko der zentrale Akteur in den Februarereignissen gewesen sein sollte, änderte dies nichts an der Weichenstellung, die bereits im Vorfeld der Revolution von 1905 erfolgt war: Nicht ein „entweder – oder“, sondern ein „sowohl als auch“ bestimmte die politische Agenda im ausgehenden Zarenreich. Sie bestand in einer Kooperation liberaler und sozialistischer Kräfte, die durch parlamentarische Zusammenarbeit und gemeinsames Wirken in den Kriegsindustriekomitees während des Ersten Weltkriegs gepflegt und intensiviert wurde. Entscheidend für den Erfolg der Februarrevolution dürften daher die Synergieeffekte gewesen, die sich aus einer konzertierten Aktion aller Beteiligten ergaben, der Spontaneität einer elementaren Massenbewegung, der Organisation militärischer Kräfte durch Gučkov und anderer sowie der Position des Dumasvorsitzenden Rodzjankos, der dem Zaren schon vor den Februarereignissen seine Loyalität aufgekündigt hatte und ihn zum Wohle Russlands zur Disposition stellte.

Die ins Amerikanische übertragenen zehn Interviews umfassen mehr als 200 Seiten. Sie sind jeweils mit einer kurzen biographischen Einführung versehen und akribisch annotiert. Die Fußnoten sind materialgesättigt. Aus ihnen spricht die stupende Belesenheit Lyandres. Eine Zeittafel, drei Karten, Photographien der Augenzeugen und ein detailliertes Register runden diese nicht nur vorzüglich kommentierte, sondern in wirklich jeder Hinsicht beispielhafte Edition ab. Lyandres und seinen Mitarbeitern ist ungeteiltes Lob zu zollen.

Lutz Häfner, Göttingen

* * *

ALEKSANDR B. ASTAŠOV: Propaganda na ruskom fronte v gody Pervoj mirovoj vojny. [Propaganda an der russischen Front während des Ersten Weltkriegs]. Avtor, sostovitel', podgotovka k pečati A.B. Astašov. Moskva: Speckniga, 2012. 399 S. ISBN: 978-5-91891-230-0.

Jenes in der kleinen Auflage von 500 Exemplaren erschienene Buch des russischen Historikers Astašov besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil, ein Aufsatz von reichlich 80 Seiten, beinhaltet eine aktengestützte Analyse der Propaganda an den russischen Fronten des Ersten Weltkriegs, die Kaukasusfront gegen die Türken inklusive. Die Propaganda beim Gegner mit Flugblättern und Flugschriften oblag dabei den vom russischen militärischen Nachrichtendienst gesteuerten Aufklärungsabteilungen der einzelnen russischen Fronten und Armeen. Hier finden sich als leitende Persönlichkeiten viele aus der Vorkriegszeit gut bekannte russische Nachrichtendienstler bzw. ehemalige Militärattachés. Die Propaganda war vor allem auf die slawischen Bevölkerungsteile und Soldaten Österreich-Ungarns ausgerichtet, wobei man besonders auf die Tschechen, Ruthenen und Polen zielte. Nach entsprechenden Informationen der russischen Militärattachés in neutralen Ländern wie der Schweiz und Schweden glaubte man ganz ernsthaft, dass sich beispielsweise in den von Tschechen bewohnten Gebieten der Doppelmonarchie 90 % der Bevölkerung inklusive der Verwaltungsbehörden problemlos mit einer russischen Besetzung abfinden und sich den Russen willig unterordnen würden. Daneben gab es, wenn auch in wesentlich geringerer Anzahl, Flugblätter auf Deutsch und Ungarisch, welche allerdings bei den Zielgruppen in Österreich-Ungarn kaum auf Widerhall stießen. Umgekehrt zeigte man sich in Russland gegenüber gegnerischer Propaganda sehr aufgeregt und verletzlich und reagierte deshalb mit harten Repressalien. So wurde am 20. Februar 1915 ein mit drei an russische Soldaten gerichteten Proklamationen in der Tasche gefangengenommener Leutnant Lewinski vom 9. österreichischen Infanterieregiment nach einem entsprechenden Urteil eines russischen Kriegsgerichts erschossen, und die beiden Oberkommandierenden der russischen 4. und 8. Armee, General Évert und General Brusilov, verboten ihren Untergeordneten ganz nachdrücklich, Parlamentäre der Gegenseite zu empfangen. Für die Erzielung einer kämpferischen Stimmung unter den eigenen Solda-

ten setzte man in der russischen Armee erfolgreich bewegliche Feldkinos ein, und es wurden spezielle Propagandafilme, z.B. über die Eroberung von Erzerum und Trapezunt, aber auch über „deutsche Scheußlichkeiten“ und über das Leben österreichischer Kriegsgefangener in Russland, gedreht und gezeigt. Diese Maßnahmen kamen bei den fast noch zu 50 % analphabetischen Soldaten im russischen Militärdienst gut an, auch wenn man gemäß den Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges 1904/05 im weiteren Kriegsverlauf zunehmend spezielle militärische Frontzeitungen für die Mannschaftsdienststränge der russischen Armee erscheinen ließ.

Gegenüber Deutschland war die russische Propaganda nach Einschätzung Astašovs schwach und vor allem passiv. Man beschränkte sich fast nur darauf, deutsche Behauptungen in einschlägigen Propagandaschriften für russische Soldaten mehr oder weniger überzeugend zu widerlegen. Fühlbar dürfte für die deutsche (wie auch österreichische) Armee nach Meinung des Verfassers nur die slawophile Propaganda gewesen sein, welche vor allem in den ersten Kriegsmonaten auf die Soldaten polnischer Nationalität abzielte. Die deutsche wie österreichische militärische Propaganda zielte dagegen immer wieder wirkungsvoll auf die bekannten, riesigen Versorgungslücken der russischen Armee, indem man Überläufern in Flugblättern für jedes mitgebrachte Gewehr eine Geldprämie zwischen 6 und 7 Rubeln nebst einer Kopeke für jede ausgehändigte Gewehrpatrone versprach und mit der guten Versorgung der Russen in deutscher Gefangenschaft prahlte. Auch in anfangs neutralen Ländern war die Propaganda des russischen militärischen Nachrichtendienstes unter Einsatz einheimischer Slawophiler sehr aktiv, vor allem in Bulgarien. In den Ländern Europas und weltweit teilten sich das russische Außenministerium und das russische Kriegsministerium die Propagandaaufgaben unter mehr oder weniger großen behördlichen Reibungen. Neben gefunkteten Nachrichten erwiesen sich hier mit russischem Geld subsidierte Nachrichtenagenturen, etwa die zu einer gewissen Bekanntheit nebst großer Wirksamkeit gelangte Agentur „Nord-Süd“, von Gewicht, deren Nachrichten von vielen neutralen, aber auch Entente-Zeitungen, ja sogar von mehreren deutschen Zeitungen regelmäßig abgedruckt wurden. Allerdings machten sich mitunter harsche Zensurbestimmungen russischer Militärbehörden hemmend bemerkbar, z.B. als nach einer

Ankündigung des bevorstehenden Russlandbesuchs des englischen Kriegsministers Kitchener dieser mit seinem Kreuzer zufällig in eine deutsche Minensperre geriet und sank und sein Tod der Geschwätzigkeit der Agentur „Nord-Süd“ zugeschrieben wurde.

Der zweite Teil des Buches besteht aus einer Textsammlung russischer Flugblätter, geordnet nach den nationalen Zielgruppen auf der Gegenseite, sowie den Texten deutscher, österreichischer und türkischer Flugblätter, bestimmt für die russischen Soldaten. Ob manche von russischen Sozialdemokraten herrührende und bei diesen während Wohnungsdurchsuchungen gefundene Flugblätter, die

sich an russische Soldaten und die russische Bevölkerung wandten, in dieses der rein militärischen Propaganda an der Front gewidmete Buch gehören, möchte der Rezensent bezweifeln. Auch ob die vielen Syntax- und Druckfehler in den deutschen Texten der Flugblätter schon im seinerzeitigen Original vorhanden waren oder sich speziell in diese Buchausgabe einschmuggelten, wäre interessant zu wissen. Aleksandr Astašov hat sich jedenfalls mit einem bislang kaum untersuchten Thema zum Ersten Weltkrieg befasst, wobei er insbesondere für seine Quellensammlung an einschlägigen Flugblättern unseren Dank verdient.

Jürgen W. Schmidt, Berlin

LJUBOV M. ŽVANKO: Biženci peršoji svitovoji vijny. Ukrajin'skij vymir (1914–1918 rr.). Monografija. Charkiv: Apostrof, 2012. 567 S., Tab. ISBN: 978-966-2579-00-0.

Die Monographie ist dem komplizierten Phänomen des Flüchtlingsproblems während des Ersten Weltkriegs gewidmet. Angesichts des bevorstehenden 100. Jahrestags des Beginns dieser menschlichen Tragödie erscheint die Erforschung des Umgangs mit einem daraus erwachsenen humanitären Problem durchaus von gegenwärtiger Relevanz. Das Thema der Arbeit ist auch aktuell vor dem Hintergrund des wissenschaftlichen Desiderats, ein möglichst umfassendes historisches Bild von diesem Krieg zu gewinnen.

Der Aufbau der Arbeit orientiert sich an den aufeinanderfolgenden Inhabern der politischen Zentralgewalt in der Ukraine während des Krieges, also den Regierungen des Russländischen Reiches, der Ukrainischen Zentralen Rada, der Ukrainischen Volksrepublik sowie des Ukrainischen Hetmanats unter Pavel Skoropads'kyj. Sie waren allesamt gezwungen, in ihrer Politik dem Flüchtlingsproblem erhebliche Aufmerksamkeit zu schenken. Dabei wurde aber, unabhängig von der gerade herrschenden Zentralgewalt, die eigentliche Hilfeleistung für die Flüchtlinge von den Organen der lokalen Selbstverwaltung und den gesellschaftlichen Gruppen, die sich auf dem Gebiet der Wohltätigkeit engagierten, geleistet. Der territoriale Rahmen der Forschungsarbeit schließt das gesamte Gebiet der Ukraine ein, während der chronologische die ganze Kriegszeit inklusive der Revolutionsereignisse umfasst, was es der Autorin erlaubte, die Politik der verschiedenen regierenden Gruppierungen auf dem

Gebiet der Flüchtlingshilfe in ihrer Entwicklung nachzuzeichnen.

Eine Stärke des Einführungsteils der Monographie ist die klassifizierende Analyse der Forschungsliteratur und der Quellen. Die Arbeit entstand auf der Basis von Dokumenten aus neun ukrainischen Archiven und stützt sich somit auf ein wahrhaft riesiges Faktenmaterial. In ihr wird die gesetzliche Grundlage für den sozialen Schutz der Flüchtlinge sowohl im Russländischen Reich als auch in der Ukraine für die gesamte Zeitspanne des Ersten Weltkrieges untersucht.

Von Interesse für alle, die über den Ersten Weltkrieg forschen, sind die Ausführungen der Autorin über die Abgrenzung zwischen den für die Geschichte des Flüchtlingsproblems zentralen Begriffen wie „vyselency“ [Ausgesiedelte], „graždanskije voennoplennnye“ [zivile Kriegsgefangene], „pemeščennye lica“ [displaced persons], „deportirovannye“ [Deportierte], „ėvakuacija“ [Evakuierung], „deportacija“ [Deportation], „migracija“ [Migration] und anderen (S. 41–43). Das Flüchtlingsproblem wird von der Autorin als ein soziales Phänomen betrachtet. So wird die Zusammensetzung der über das Territorium der Ukraine verteilten Flüchtlinge nach Geschlecht und Alter analysiert und der Frage der Zugehörigkeit der Flüchtlinge zu ethnischen Gruppen (Juden, Polen, Galizier, Baltendeutsche, Letten, Esten, Litauer etc.) nachgegangen.

In dem Werk wird die räumliche Bewegung der Flüchtlinge durch das Prisma des globalen Prozesses erzwungener Migrationsströme betrachtet. Es entsteht ein umfassendes Porträt der Flüchtlinge in den Grenzen der Ukraine hinsichtlich Geschlechts, Alters, sozialer Stellung und ethnischer Zugehörigkeit. Die konsequente Konzentration auf das Terri-

torium der Ukraine hat dazu geführt, dass der Transit von Flüchtlingen durch die Ukraine – zum Beispiel auf dem Weg in den Ural oder nach Sibirien – nicht als ein wesentlicher Aspekt des Gesamtphänomens wahrgenommen wird. Dabei gab es übrigens im Osten Russlands durchaus nicht nur viele ukrainische Flüchtlinge, sondern auch ukrainische Organisationen, die es als ihre Aufgabe ansahen, ihren Landsleuten Unterstützung zu gewähren.

Das erste Problem, das in der Arbeit behandelt wird, betrifft die Gewährung von Hilfe an Personen, die ihre ständigen Wohnorte in der Kampfzone verlassen hatten. Diese Hilfe wurde während der ersten Phase des Krieges durch das Innenministerium des Russländischen Reiches und durch den Besonderen Rat zur Unterbringung der Flüchtlinge organisiert. Erhebliche Aufmerksamkeit schenkt die Autorin der Tätigkeit des Kaiserlichen Wohltätigkeitskomitees der Großfürstin Tat'jana Nikolaevna, der Tochter von Kaiser Nikolaus II., und der Arbeit von dessen Außenstelle in der Ukraine. Dieses Komitee wurde speziell dafür gegründet, um eine gezielte Hilfeleistung für die Flüchtlinge zu organisieren. Im Zentrum der sozialen Bemühungen aller Hilfeleistenden stand die Unterstützung für die Waisen, also Kinder, die im Gefolge von Evakuierung und Flucht ihre Eltern verloren hatten. In diesem Zusammenhang finden sich einige kategorische Bewertungen der Flüchtlingshilfe – so ihre Qualifizierung als „stümperhafte Politik“ (S. 284) –, die in einem gewissen Widerspruch zu dem Bild stehen, das sich aus dem Quellenmaterial der ersten Kapitel ergibt, die den rechtlichen Fragen der Flüchtlingshilfe und der Tätigkeit der örtlichen Verwaltungsorgane während des Ersten Weltkrieges gewidmet sind. Entsprechend wird die im Herbst 1917 erfolgte Auflösung des Wohltätigkeitskomitees der Großfürstin Tat'jana Nikolaevna, dessen Tätigkeit die Autorin große Bedeutung zubilligt, hier nun äußerst negativ beurteilt.

Das von der Autorin gezeichnete Bild des Flüchtlingsproblems und der Organisation der Hilfe für die Betroffenen ist vor allem durch häufigen Wandel gekennzeichnet. Wenn zum Beispiel die Unterstützung der Evakuierten während der ersten Phase des Krieges deutlich patriotische Strömungen widerspiegelte, tendierte in der revolutionären Periode und nach Beendigung der Kampfhandlungen die uneigennützigte Hilfe der Ukrainer gegen Null. Die massiv anwachsende Rolle des Staates wird durch Tabellen illustriert, welche die finanzielle

Ausstattung der Tat'jana-Komitees und anderer Wohltätigkeitsorganisationen verdeutlichen. In der Zeit des Ukrainischen Hetmanats, als zunehmend Kriegsmüdigkeit um sich griff und die gewohnten Kompensationszahlungen für die private Beherbergung von Flüchtlingen ausblieben, begannen im Frühling 1918 die örtlichen Einwohner trotz entgegengesetzter Anstrengungen der politisch Verantwortlichen damit, die Flüchtlinge mit Gewalt aus ihren Wohnungen zu werfen (S. 375).

Ein weiterer Aspekt des Flüchtlingsproblems, dem der dritte Teil des Buches gewidmet ist, war die Rückführung der Geflohenen und Evakuierten. Die letzte Phase des Krieges, also die nachrevolutionäre Zeit, ist verhältnismäßig wenig erforscht und erfährt in der Monographie besondere Aufmerksamkeit. Die Rückführung verlangte unter den Bedingungen des Zerfalls des Reiches von den Verantwortlichen in der Ukraine bisher ungekannte diplomatische Anstrengungen, denn die Frage sollte auf der Ebene der europäischen Politik im Rahmen der Verhandlungen in Brest-Litovsk gelöst werden. So wurde die Rückführung in Zusammenarbeit mit polnischen, österreichisch-ungarischen und deutschen Stellen durchgeführt. Sie erfolgte – im Unterschied zu Belarus – unentgeltlich. Die Autorin analysiert sowohl die unterschiedlichen Bedingungen, unter denen die Geflohenen und Evakuierten in ihre Vorkriegswohnorte zurückkehrten, als auch die verschiedenartigen Herangehensweisen. Als Beispiel sei hier die Darstellung der spezifischen Probleme bei der Rückführung der Letten und Juden genannt. Um tragische Zwischenfälle zu vermeiden, wurden Maßnahmen gegen die Rückkehr auf eigene Initiative unternommen. Das Problem wurde dadurch verschärft, dass sich Heimkehrer beim Eintritt in die deutsche und österreichisch-ungarische Besatzungszone registrieren lassen mussten. Die Autorin beschreibt, wie an den Grenzen der Besatzungszonen für einen befristeten Zeitraum Lager eingerichtet wurden, in welchen die von der Rückführung Betroffenen vorübergehend untergebracht und sowohl mit Lebensmitteln als auch medizinisch versorgt wurden. Insgesamt zieht die Autorin hinsichtlich der Organisation der „Reevakuierung“ von Flüchtlingen und Evakuierten von außerhalb der Ukraine in den Jahren des Ukrainischen Hetmanats unter Pavel Skoropads'kyj eine „durchwachsene“ Bilanz (S. 495).

Die Rückführung von geflüchteten und evakuierten Ukrainern verlief – siehe die dem Buch bei-

gefügten Transportgraphiken und Karten mit Desinfektionspunkten – schwierig. Dies war in erster Linie mit den Wirren der Revolution und dem damit einhergehenden Massenterror verbunden (S. 410). Während die Autorin die Politik der Bolschewisten kritisiert, beurteilt sie die Tätigkeit des Flüchtlingsdepartements des Ukrainischen Hetmanats, das den Flüchtlingen und Evakuierten unabhängig von ihrer ethnischen, religiösen und sozialen Zugehörigkeit Unterstützung gewährte, positiv bzw. als effektiv (S. 430). Die Rückführung von nach Russland geflohenen und evakuierten Ukrainern zog sich über Jahre hin und wurde erst in der Mitte der zwanziger Jahre abgeschlossen.

Die Monographie ist gut lesbar geschrieben. Dazu tragen auch die beigegefügt biographischen Angaben über herausragende Zemstvo-Persönlichkeiten und Mitglieder der Ukrainischen Zentralen Rada (Čelnokov, Dorošenko, L'vov und andere) sowie die bedeutenden Ausschnitte aus Quellentexten und Werken der Literatur bei. Dies macht das Buch

für einen großen, der ukrainischen Sprache mächtigen Leserkreis interessant. Das Buch verfügt über 85 Anhänge. Diese enthalten Angaben über die Zahl der Flüchtlinge und Evakuierten, über deren finanzielle Unterstützung durch Zuwendungen und wohltätige Sammlungen sowie über die Stellen, an denen den Betroffenen Hilfe gewährt wurde, des weiteren Graphiken, aus denen die Organisationsstruktur der Flüchtlingshilfe hervorgeht, und schließlich Dokumente, die es ermöglichen, sich im Detail die Bedingungen vorzustellen, unter welchen die Flüchtlingshilfe in der Ukraine gewährt wurde.

Noch vor dem Erscheinen der hier rezensierten Monographie wurde ebenfalls von Ljubov M. Žvanko eine Quellensammlung zum selben Thema veröffentlicht (LJUBOV M. ŽVANKO: Biženstvo peršoji svitovoji vijny v Ukrajinu. Dokumenty i materialy [1914–1918 rr.]. Charkiv 2009). Zusammen stellen beide Publikationen einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Ersten Weltkrieges dar.

Irina P. Pavlova, Krasnojarsk

* * *

Deutsche und Polen im und nach dem Ersten Weltkrieg. Beiträge der 2. Krobntitzer Gespräche vom 20. Oktober 2011 auf Schloss Krobntitz, Oberlausitz. Hrsg. von Steffen Menzel / Martin Munke. Chemnitz: Universitätsverlag Chemnitz, 2013. 94 S. = Krobntitzer Hefte, 6. ISBN: 978-3-941003-96-5.

Mit dem Anspruch, „dass nur im gemeinsamen Dialog das Verständnis für die Sichtweise des jeweils anderen wachsen kann“ (S. 6), versammeln die beiden Herausgeber Steffen Menzel und Martin Munke in dem hier vorliegenden Sammelband fünf Aufsätze verschiedener Historikerinnen und Historiker, die aus einem 2011 abgehaltenen Symposium in Krobntitz hervorgegangen sind und sich in vergleichender Perspektive mit Polen und Deutschland in und nach dem Ersten Weltkrieg auseinandersetzen.

Den Auftakt macht der Chemnitzer Professor für Kultur- und Länderstudien Ostmitteleuropas STEFAN GARSZTECKI, mit seinen Erörterungen über den polnischen Nationsbildungsprozess im Zuge des Ersten Weltkrieges. Anhand der Analyse der Programme und nationalstaatlichen Vorstellungen der beiden „bedeutendsten polnischen Politiker der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ (S. 9), Roman Dmowski und Józef Piłsudski, zeichnet Garsztecki die beiden entscheidenden Konzeptionen bezüglich des polnischen Nationalstaates nach. Hierbei betont er vor allem die Gegensätzlichkeit der beiden Konzepte. War

Dmowski ein Verfechter der sogenannten „piastischen Idee“, also einer „westlichen Lösung“, welche Gebietsannexionen im Westen vorsah, vertrat Piłsudski die „jagiellonische Lösung“, d.h. ein territorium im Osten gelegenes Polen.

In dem sich anschließenden Beitrag skizziert der ebenfalls in Chemnitz lehrende Historiker HENDRIK THOSS die Vorstellungen der Teilungsmächte bezüglich der „polnischen Frage“, die zu Beginn des Krieges weder in Petersburg, noch in Wien und Berlin näher definiert waren. Darüber hinaus gibt Thoß einen Überblick über Polen als Hauptkriegsschauplatz im Osten während der ersten beiden Kriegsjahre. Auf russischer Seite betont der Autor die „Politik der verbrannten Erde“ (S. 35), auf deutscher die rigorose Dienstbarmachung der eroberten Ressourcen für die eigene Kriegsmaschinerie. Der Krieg war für Polen daher von entscheidender Bedeutung für den Staatsbildungsprozess, schuf er doch neue Optionen und wertete die Rolle als zukünftiger Verbündeter entscheidend auf.

Anschließend beschäftigt sich der in Toruń und Rostock tätige Historiker RALPH SCHATTKOWSKY explizit mit dem Prozess der polnischen Staatswerdung, namentlich mit den damit einhergehenden polnischen Ambitionen sowie mit den Zielen der Siegermächte des Ersten Weltkrieges. Zu Recht legt er dar, dass „die Grenzen des polnischen Staates in Warschau und Paris gemacht“ (S. 46) worden seien.

Dabei kann der polnische Staatsbildungsprozess nicht losgelöst von den Grenz- und Gebietskonflikten gesehen werden. Ähnlich wie während des Krieges entwickelte sich der Osten erneut zum Hauptkriegsschauplatz, denn „hier überlagerten sich die Ebenen nationaler und revolutionärer Bestrebungen mit jenen historischer und ethnischer Ansprüche ehemaliger Herrschaftsstaaten“ (S. 49) Der Westen war vor allem geprägt durch den Konflikt zwischen Polen und Deutschland um Oberschlesien. Erst als diese Grenzstreitigkeiten 1923 ihren vorläufigen Abschluss gefunden hatten, sah ein Großteil der polnischen Gesellschaft die staatliche Souveränität gewährleistet und Polen angekommen im Kreis der europäischen Mächte.

Auf den Beitrag von Schattkowsky folgt die vergleichende Untersuchung der jungen Nachwuchswissenschaftlerin ANETA PAZIK aus Krakau über den deutsch-polnischen Konflikt um Oberschlesien und den deutsch-französischen Konflikt um das Saargebiet. Sie arbeitet eine Reihe Parallelen heraus. So waren beide Konflikte in starkem Maße international, wobei die politische Propaganda ein entscheidendes Werkzeug darstellte. Polen und Frankreich hatten in Bezug auf Deutschland sehr ähnliche Ziele; beide strebten eine erhebliche Schwächung Deutschlands, vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet, an. Außerdem betont die Autorin, dass durch

LISA MAYERHOFER: *Zwischen Freund und Feind. Deutsche Besetzung in Rumänien 1916–1918.* München: Meidenbauer, 2010. 410 S., 2 Ktn., Tab. ISBN: 978-3-89975-715-6.

Während der ersten beiden Jahre des Ersten Weltkriegs blieb das Königreich Rumänien neutral, auch gebunden durch einen Geheimvertrag von König Carol I. mit Österreich-Ungarn. Der baldige Tod des Königs und das Werben sowie die territorialen Versprechungen der Alliierten bewegten das Land schließlich im Sommer 1916 zur Kriegserklärung an die Mittelmächte und zum Einmarsch nach Siebenbürgen als Teil Ungarns. Die überraschten deutschen und k.u.k.-Militärs konnten ihre Kräfte jedoch rasch bündeln und umlenken und die rumänischen Truppen im Frühherbst 1916 in teilweise verlustreichen Schlachten aus dem Süden Siebenbürgens zurückdrängen. Den sich anschließenden Kämpfen an mehreren Fronten folgte eine allmähliche Besetzung von rund zwei Dritteln des rumänischen Staatsgebiets, vor allem der Walachei, durch deutsche Trup-

diese Auseinandersetzungen das Verhältnis der jeweiligen Konfliktparteien auf Jahre hinaus erheblich belastet wurde.

Den Schlusspunkt des Bandes bildet ein Aufsatz von ALEKSANDRA KMAK-PAMIRSKA, ebenfalls aus Krakau, in welchem ein Blick auf den sich verschärfenden deutsch-polnischen Gegensatz in der Freien Stadt Danzig nach der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 geworfen wird. In diesem Zusammenhang verweist die Autorin insbesondere auf den hetzerischen und polarisierenden Ton der deutschen Presse der Stadt, die Polen als einen Staat darstellte, der sich einer friedlichen Koexistenz vehement verweigern würde. Des Weiteren betont sie die relative Machtlosigkeit des örtlichen Hochkommissars des Völkerbundes.

Zusammenfassend ist „Deutsche und Polen in und nach dem Ersten Weltkrieg“ ein aus mehreren Gründen interessanter und aufschlussreicher Sammelband. Gerade wo er die Chancen der vergleichenden internationalen Analyse ganz ausschöpft, wird er dem eingangs zitierten Anspruch gerecht, da sich eine Großzahl der Konflikte und Probleme des 20. Jahrhunderts nur auf diesem Wege angemessen verstehen lässt. Was sich etwas störend ausnimmt, sind lediglich ein paar kleine grammatikalische Unstimmigkeiten und Jahreszahlendreher.

Mathias Voigtmann, Marburg/Lahn

pen, während sich die amtierende rumänische Regierung in die nicht besetzte Moldau zurückzog. Die hier vorzustellende Münchener Dissertation befasst sich mit dieser in der Geschichtsschreibung bisher nur am Rande behandelten Besetzungszeit zwischen Herbst 1916 und Herbst 1918. Dabei war es der Autorin möglich, umfangreiche deutsche, österreichische und rumänische Archivbestände zu sichten und nicht wenige davon erstmals systematisch auszuwerten; des weiteren hat sie einschlägige Pressequellen und die Memoirenliteratur umfassend berücksichtigt.

Die Erkenntnisse ihrer sehr ordentlich dokumentierten und in gut lesbarer Sprache verfassten Arbeit sind in vielerlei Hinsicht erhellend. So stellt sie anschaulich dar, weswegen sich die Besetzung Rumäniens deutlich von anderen Besetzungen unterscheidet. Das Verhältnis zwischen Okkupanten und Okkupierten war während des ersten Jahres ein weitgehend ausgeglichenes; es bestanden keine ausgeprägten gegenseitigen Animositäten, es gab keine parallelen militärischen und zivilen Verwaltungsstruktu-

ren, da der größte Teil der rumänischen Behörden beibehalten und die Eliten einbezogen wurden; für mancherlei kriegsbedingte Belastungen wurden pragmatische Lösungen gefunden; Requisition und Beschlagnahme waren angesichts der bis dahin guten Versorgungslage des Agrarlandes Rumänien vorerst noch nicht schmerzlich. Daher sieht die Autorin Rumänien im Rahmen der deutschen Okkupationsgeschichte als einen positiv auffallenden Sonderfall.

Erst mit dem Bukarester Frieden im Mai 1918, der ein Ergebnis der festgefahrenen Situation zwischen den Besatzern und dem unbesetzten Teil des Landes war, fing das Verhältnis schlagartig an, sich zu verschlechtern. Keine Seite war damit wirklich zufrieden, die Besatzung wurde vor allem aus wirtschaftlichen Gründen trotz Einführung einer gesamt-rumänischen Regierung weiter aufrechterhalten, Rumänien musste Gebiete abtreten und die Versorgungslage wurde zunehmend schlechter, ja bald existenzbedrohend. Passiver Widerstand, Sabotage, Abneigung der Besetzten gegenüber den Besatzern waren die Folge. In dieser Situation fing die Okkupationsherrschaft an, sich allmählich aufzulösen, zumal kriegsbedingt immer mehr Personal abgezogen

werden musste. Die Reste der Besatzungstruppen konnten im Herbst 1918 kaum noch ihre eigene Sicherheit aufrechterhalten und verließen im November schließlich mit Schimpf und Schande überstürzt das ausgebeutete und ruinierte Land. Aus einem anfangs in weiten Teilen ausgeglichenen Verhältnis war ein klares Freund-Feind-Bild entstanden.

In ihrer Darstellung kann die Autorin vielfältige Facetten des Okkupationsregimes berücksichtigen: neben dem Verhältnis der Okkupanten zu den einheimischen Eliten und Wirtschaftsaspekten auch die Versorgungsproblematik, Fragen der Nutzung der Einheimischen als Arbeitskräfte, die Abgrenzung zwischen Okkupanten und Okkupierten in Alltag, Bildungswesen und Freizeit, schließlich zwischenmenschliche Beziehungen. Dem Buch sind im Anhang eine sehr nützliche „verwaltungstechnische Gliederung“ der Militärverwaltung, Biogramme ausgewählter Personen und zwei Karten beigegeben. Alles in allem eine sehr gediegene und für die Forschung erkenntnisfördernde Untersuchung, die als Synthese in Aufsatzform hoffentlich bald auch breiter publik gemacht werden kann.

Harald Roth, Potsdam

JAMES FORSYTH: *The Caucasus. A History*. Cambridge, New York: Cambridge University Press, 2013. XVIII, 898 S., 38 Ill., 31 Ktn. ISBN: 978-0-521-87295-9.

Eine Geschichte Kaukasiens von den Ursprüngen bis zur Gegenwart, verfasst durch einen einzigen Autor, aber mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Seriosität, ist ein recht ambitioniertes Unterfangen – leben in jener Gebirgsregion zwischen Europa und Asien doch Angehörige von über 60 Ethnien unterschiedlichster Abkunft. Die soziale Verfassung jener Völker reichte in historischer Zeit von der einfachen Stammes- und Clangesellschaft bis zur Hochkultur; sie kannten eigene Großreiche, aber auch lange Perioden der Beherrschung durch mächtige Nachbarn, und sie hingen und hängen zahlreichen Religionen an: dem Christentum und dem Islam in verschiedenen Bekenntnissen zuvörderst, daneben dem Judentum und dem Zoroastrismus, lange auch lokalen Naturkulten. Bereits die zu bewältigende Forschungsliteratur erfordert Sprachkenntnisse, die den Einzelnen schier überfordern – neben Georgisch, Armenisch und Aserbaidschanisch noch Russisch, Eng-

lisch, Französisch und Deutsch, im Falle der Quellenlektüre zusätzlich Arabisch, Persisch und (osmanisches) Türkisch; zur Not vernachlässigbar sind die kleinen Sprachen des nördlichen Kaukasus, weil sie erst im 20. Jahrhundert verschriftlicht wurden.

Der erste Augenschein ist durchaus positiv: Forsyth, emeritierter Spezialist für russische Geschichte, spricht die geschilderte Problematik selbst an und weist aus, mit welchen Sprachen er arbeiten konnte. Zudem schreibt er einen sehr lesbaren Stil und sein Buch ist klar strukturiert: Knapp gehaltene Einführung zu räumlichen und ethnischen Grundlagen (22 Seiten), 300 Seiten zur Geschichte bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts, 500 Seiten zur Moderne bis 2008. Die Prämisse des Verfassers, dass die Darstellung von den indigenen Völkern ausgehen solle, die Region zugleich aber aus ihrem natürlichen Umfeld, dem Nahen und Mittleren Osten, begriffen werden müsse, ist heute eigentlich Standard. Auch wird sie zuweilen etwas überstrapaziert – etwa wenn Forsyth auf fast 10 Seiten einen kompletten (und wirklich gut geschriebenen) Abriss der Kreuzzüge gibt, um erst in einem weiteren Unterkapitel deren Folgen für Kaukasien zu untersuchen. Hilf-

reich, wenngleich nicht immer zuverlässig sind die zahlreichen Karten: So fehlen in der ethnischen Übersicht (S. 168) manche der durch Nummern bezeichneten Völker auf der Karte, andere in der Legende. Die statistischen Angaben zur Bevölkerungszahl einzelner Ethnien stammen aus den achtziger Jahren. Zwar fanden damals die letzten zuverlässigen Erhebungen statt, überholt sind sie dennoch.

Auch inhaltlich gerät einiges unscharf. Manches darf man als Flüchtigkeitsfehler verbuchen, wie die mehrfache Behauptung, Pompejus sei der erste römische Feldherr gewesen, der in Kaukasien kämpfte (in Wahrheit war es Lucullus). Wenn es dagegen heißt, im 17. Jahrhundert seien die Dagestaner Sunniten gewesen, ihre „Kleriker, Herrscher und Kämpfer“ aber Schiiten (S. 194), dann ist dies ebenso unsinnig wie die Aussage, die Mitglieder von al-Qaida seien Sunniten, die Taliban aber Schiiten (S. 756). Überhaupt fällt auf, dass das vom Verfasser gezeichnete Islambild eher dem Kenntnisstand des 19. Jahrhunderts entspricht. Dass dies Methode hat, belegt ein Blick in die zitierte Literatur: Die Passagen zur Eroberung des Nordkaukasus durch das Zarenreich im 18. und 19. Jahrhundert etwa beruhen v.a. auf den gewiss in vielem bis heute gültigen Darstellungen von John Baddeley (1908), W. E. D. Allan und P. Muratov (1953), dem Kreis um A. Bennigsen (fünfziger/sechziger Jahre) sowie der „Istorija Dagestana“ von 1967. Die gesamte spätere Forschung, auf Englisch z.B. die fundamentalen Untersuchungen des 2013 verstorbenen Moshe Gammer, wird jedoch ebenso unterschlagen wie die postsowjetische Geschichtsschreibung, welche durch radikale Neuinterpretationen und die Herausgabe einer Vielzahl bisher unzugänglicher Quellen ein völlig neues Bild der Ereignisse ermöglicht. Forsyths Darstellung hingegen konserviert den Forschungsstand von 1970! Unter diesen Umständen erstaunt nicht mehr, dass er zur mittelalterlichen Geschichte der nord-

kaukasischen Bergvölker wenig zu sagen weiß, und im Falle der Tscherkessen gar nahezu nichts – diese Themen wurden eben erst in jüngerer Zeit eingehender untersucht. Generell vermisst man tiefere Aussagen zu Sozial-, Wirtschafts- und Geistesgeschichte.

Weniger problematisch ist die Darstellung der jüngeren Vergangenheit, auch wenn manche Interpretation diskutabel bleibt: Ob z.B. 2008 die russischen Panzer bereits durch den Roki-Tunnel rollten und der georgische Präsident Saakaschwili erst daraufhin seine Truppen nach Südossetien schickte (wie Forsyth meint), oder ob der Georgier angesichts einer höchstwahrscheinlich bevorstehenden russischen Intervention die Nerven verlor und als erster losschlug (so die allgemein gängige These), lässt sich nur schwer beweisen. Ärgerlicher ist das schon, wenn zahlreiche Aufsätze und ganze Bücher, die in den Anmerkungen zu den Tschetschenienkriegen der neunziger Jahre oft nur als Kurztitel zitiert werden, im Literaturverzeichnis schlichtweg fehlen und somit unidentifizierbar bleiben.

Insgesamt hinterlässt Forsyths monumentales Werk einen zwiespältigen Eindruck: Wer einen allgemeinen Überblick zur Geschichte der Region gewinnen will, ist mit dem Buch gut bedient. Als Einstieg zu einer vertiefteren Beschäftigung mit diesem oder jenem Kaukasusvolk oder der Rolle der Region in der einen oder anderen geschichtlichen Epoche taugt die Schrift hingegen wenig, weil Darstellung und Angaben zu weiterführender Literatur nicht überall dem aktuellen Stand entsprechen. Angesichts der unbestrittenen Qualitäten der Monografie dürfte ihrer Karriere als historischem Standardwerk für ein breiteres Publikum trotzdem nichts im Wege stehen; für Insider ist sie letztlich eher das Zeugnis eines Scheiterns auf sehr hohem Niveau.

Clemens P. Sidorko, Schopfheim

CHRISTIAN RAFFENSPERGER: *Reimagining Europe. Kievan Rus' in the Medieval World.* Cambridge, MA, London: Harvard University Press, 2012. 329 S., 1 Kte., 5 Graph. = Harvard Historical Studies, 177. ISBN: 978-0-674-06384-6.

In seiner Kölner Einführungsvorlesung vom 10. Dezember 1956 erklärte der Altmeister der bundesrepublikanischen Osteuropaforschung, Günther Stökl, dass das Thema „Rußland und Europa“ seit „mehr als einem Jahrhundert ein Thema für jeder-

mann“ sei, „für jeden, der glaubt, dazu eigene Gedanken zu haben, und der imstande ist, einigermaßen die Feder zu führen“. Mit Christian Raffensperger hat sich nun – um im Bild zu bleiben – nicht etwa ein mehr oder weniger qualifizierter Laie an das Thema herangewagt, sondern ein vielversprechender junger Osteuropahistoriker, dem für sein Buch von amerikanischen Kollegen (D. Goldfrank, D. H. Kaiser, D. Prestel), wie dem Klappentext zu entnehmen ist, übereinstimmend hohes Lob gezollt wird. Zu Recht?

Die Generalthese des Buches lautet: Die Kiever Rus' war zwischen der Annahme des Christentums durch Vladimir den Heiligen 988 bis in die 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts hinein ein „integraler Teil des mittelalterlichen Europa“. Sie habe ihren „festen Platz in Europa“ gehabt („the place of Rus' was firmly in Europe“), und erst nach dieser Zeit sei ein radikaler Paradigmenwechsel in der politischen Orientierung erfolgt. Dem „traditionellen“ Blick auf die Rus' bei „Mediävisten, Byzantinisten und Slavisten“ als „isoliert von Europa“ und Anhängsel („parcel“) des „Byzantine Commonwealth“ erteilt der Verfasser eine klare Absage. Zum Beweis dieser Auffassung richtet er sein Hauptaugenmerk auf zwei Untersuchungsfelder: die dynastischen Heiraten und den Handel. Da er sich hierbei in erster Linie auf vorliegende Forschungen und Studien stützt, und zwar hauptsächlich auf englisch- und russischsprachige, ist der historiographische Charakter der Arbeit vorherrschend. Dass der Verfasser damit einige fehlerhafte oder umstrittene Fakten und Interpretationen aus der Literatur übernimmt, sei immerhin angemerkt, ist aber für die Intention seines wissenschaftlichen Anliegens eher unerheblich.

Die akribische Zusammenstellung des in der Forschung weitgehend bekannten Quellenmaterials zu den genannten Themen ist zweifellos ein Verdienst dieser 2006 abgeschlossenen Dissertation. Sie verleiht der These des Autors, dass die Kiever Rus' über einen beträchtlichen Zeitraum stärker nach Westen als nach Byzanz tendierte, und zwar nicht nur als mehr oder weniger periphere Randzone Kontinentaleuropas, Gewicht.

Interessante Beobachtungen und Überlegungen stellt der Verfasser zu den Kiever dynastischen Heiraten an. Es sind 52 innerhalb von 200 Jahren bekannt, von denen 40, d.h. 77 %, mit Königshäusern von westlich gelegenen oder skandinavischen Ländern geschlossen waren. Nach der für die Rus' und den Kiever Herrscher Vladimir den Heiligen prestigeträchtigen Heirat mit der Byzantinerin Anna Porphyrogenneta hätten Heiratsbeziehungen mit den Kiever Fürsten, so der Verfasser mit Berufung auf A. P. Kashdan, in der Diplomatie von Byzanz lange keinen hohen Stellenwert mehr gehabt. Frauen aus der Rus' seien in der von einer byzanzorientierten orthodoxen Geistlichkeit geführten Chronistik zweifach ausgeschlossen gewesen: als „schwaches Geschlecht“ und wegen ihrer Verheiratung ins lateinische Ausland, was erklärt, dass wir weitgehend nur

aus westlichen Quellen über Heiraten Kiever Fürstinnen jenseits der Grenzen Kenntnis haben.

Die Eheverbindungen geschahen nach Raffensperger in den meisten Fällen aus politischen und militärischen Bündniserwägungen, wobei eingeräumt wird, dass vielfach die Gründe für ein Heiratsarrangement im Dunkeln bleiben und nur spekulativ erschließbar sind. In diese Interpretationskategorie gehört teilweise, was der Autor über die Rolle der Kiever Prinzessinnen an den ausländischen Königs- und Fürstenhöfen Aufschlussreiches darstellt: Sie hätten in ihren Gastheimaten z.T. deutliche Spuren ihrer Macht als Königinnen und Regentinnen hinterlassen. Sie und ihre heimatliche Entourage hätten wie eine Art „Botschaft“ (*embassy*) die Rus' am fremden Hof diplomatisch und kulturell vertreten und in das komplizierte Geflecht der europäischen Politik einbezogen und damit gestärkt. Der Verfasser führt eine Reihe von eindrucksvollen Beispielen aus der Onomastik an, die zeigen, dass die Kieverinnen auf fremden Thronen einen maßgeblichen Einfluss auf die Namensgebung ihrer Kinder ausgeübt haben. Umgekehrt lässt sich vereinzelt auch der Einfluss ausländischer Fürstinnen in Kiev auf die Namensgebung in ihren Familien nachweisen, wie etwa das Beispiel Mstislavs/Haralds (1075/76–1132) zeigt, dessen Mutter Gyda Tochter des letzten angelsächsischen Königs Harald war.

Wie bei den dynastischen Heiraten sieht Raffensperger auch beim wirtschaftlichen Austausch den Ost-West-Handel der Kiever Rus' in der Literatur unterrepräsentiert und im Vergleich zu den zeitlich früheren Austauschzonen entlang Wolga und Dnjepr nach Mittelasien und Byzanz bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eindeutig auch unterschätzt. So seien von Archäologen westliche Güter in größerer Zahl als byzantinische ausgegraben worden, was die Sicht Dmitry Obolenskys auf die Dnjepr-Route als „ökonomische Lebensader“ der Rus' „irrig“ erscheinen lasse. Für den Autor sind die Ost-West-Handelsbeziehungen im 11. und 12. Jahrhundert ein starkes Argument für seine Vorstellung von der Rus' als „einem Teil der größeren europäischen Handelswelt“ und als „Glieder des mittelalterlichen Europa“ im erlesenen Kreis der „Familie der Könige“ (F. Dölger) des Mittelalters.

Es liegt in der Logik dieser ganzen Argumentation, dass Raffensperger zwar die europaweite Rezeption des „byzantinischen Ideals“ in Religion,

Kunst, Architektur und politischer Symbolik eindrucksvoll aufzeigt (siehe Kap. 1) – aber eben als ein von den herrschenden Eliten zur eigenen Legitimierung und Prestigeaufwertung instrumentalisiertes Ideal. Wie im übrigen Europa sei das byzantinische Vorbild auch in der Rus' nicht mit einer, wie von manchen behauptet, politischen Dominanz seitens Byzanz einhergegangen. Dies gelte sogar auch für die Kirche. Sie habe im diskutierten Zeitraum trotz der Übernahme von orthodoxer Liturgie und Lehre und der Besetzung der höchsten geistlichen Ämter überwiegend mit Griechen den Charakter einer „nationalen Kirche“ angenommen (siehe Kap. 5: *The Micro-Christendom of Rus'*), was völlig im Sinne der ihre politische Selbständigkeit betonenden Kiever Fürsten gewesen sei. „Dies ist ein neues Bild von der christlichen Kirche in der Rus', das sich vom traditionell gezeichneten Bild unterscheidet.“ (S. 185).

Obwohl das Buch von Christian Raffensperger, wie angedeutet, viele Vorzüge aufweist und das Zeug hat, auf die Diskussion über die Kiever Rus' in der mittelalterlichen Welt inspirierend zu wirken, sind doch aus Sicht des Rezensenten einige grundsätzliche Kritikpunkte angebracht.

Eine systematische Klärung des Begriffs „mittelalterliches Europa“ bleibt der Verfasser dem Leser schuldig, wenngleich die gesamte Argumentation und Anlage des Buches zweifelsfrei erkennen lässt, dass damit der ostmittel-, zentral- und westeuropäische Bereich sowie Skandinavien gemeint ist, und der „Byzantine Commonwealth“ im Verhältnis dazu eine Welt für sich war. Mit B. H. Sumner, der übrigens keinen Zweifel an Russlands europäischer Zugehörigkeit hatte, ist aber darauf zu verweisen, dass etwa aus asiatischer Perspektive die Ähnlichkeiten zwischen Byzanz und Lateineuropa grundlegender als die Unterschiede waren, was ja auch die im Eingangskapitel geschilderte europaweite Rezeption des „Byzantine Ideal“ im gemeinsamen christlichen Weltkreis unterstreicht.

Den seiner Hauptthese widersprechenden Genentwurf – also die Kiever Rus' als außerhalb des „mittelalterlichen Europas“ stehend – sieht Raffensperger generell in der „traditionellen“ Geschichtsschreibung verortet. Diese belässt er bis auf wenige Ausnahmen (Dm. Obolensky!), auch was die wissenschaftliche Bedeutung Einzelner sowie die historiographische und zeitliche Einordnung betrifft, fast gänzlich im Anonymen. Beim historisch nicht so vorgebildeten Publikum – und das Buch

zielt offensichtlich auf einen breiteren Leserkreis – kann auf diese Weise der Eindruck entstehen, als handle es sich dabei um eine bis in die jüngste Zeit hineinreichende Mehrheitsposition in der historischen Wissenschaft. Das ist aber nicht der Fall. Wenn der Verfasser stark spekulative und ideologiebefrachtete Sichtweisen – slavophile und nationalistische Lehren des 19. Jahrhunderts, „Abendland“-Perspektiven der Ranke-Schule, eurasische Konzepte, westliche Russlandvisionen in der Zeit des Kalten Krieges usw. – gemeint haben sollte, so werden sie in der seriösen Forschung, sieht man einmal von gewissen neo-eurasischen und neo-antinormannistischen Tendenzen im postsowjetischen Russland ab, schon lange nicht mehr vertreten.

Es erweist sich hier auch als nachteilig, dass Raffensperger offenbar die relevante deutschsprachige Literatur nicht kennt. Von den ca. 450 Titeln im Literaturverzeichnis sind lediglich sechs in deutscher Sprache, die zudem von Autoren stammen, die nicht auf Osteuropa spezialisiert sind oder waren. Das wäre u.U. hinzunehmen, wenn nicht auf jenen Untersuchungsfeldern, welche die zentrale Argumentationsbasis für den Verfasser darstellen, gerade von der deutschsprachigen Russlandforschung seit Beginn des vorigen Jahrhunderts grundlegende Studien erbracht worden wären. Dies gilt sowohl für die dynastisch-politischen (Th. Ediger 1911, Fr. Braun 1925, R. Bloch 1931, M. Hellmann 1959 und 1962, G. Stökl 1965, W. Philipp 1967, J. Forssman 1970) als auch für die wirtschaftlichen (L. K. Götz 1922, N. Bauer 1929, J. Brutzkus 1931, A. W. Ziegler 1947, E. Zöllner 1952, B. Widera 1954, 1971 und 1974) Beziehungen zwischen der Kiever Rus' und ihren westlichen Nachbarn. Alle diese Autoren gingen hierbei mehr oder weniger selbstverständlich von der Voraussetzung aus, dass die Kiever Rus' Teil auch Lateineuropas war. Manfred Hellmann gab dem 2. Abschnitt seines Beitrags über die Kiever Periode im Band „Rußland“ (Fischer Weltgeschichte, 1972) die Überschrift: „Kievs Eintritt in die europäische Staatenwelt des Mittelalters“. Das darin angedeutete wissenschaftliche Credo liegt auch den meisten Arbeiten der auf Osteuropa spezialisierten nachfolgenden Historikergeneration (in Deutschland u.a. G. Schramm, E. Donnert, K. Zernack, E. Hösch) zugrunde. Ein solcher historiographischer Sachverhalt steht in deutlichem Widerspruch zu Raffenspergers Vorstellung von der „traditionellen“ Geschichtsforschung, welche die Kiever Rus' aus dem mittel-

terlichen Europa ausgeschlossen habe, und relativiert zugleich den vermeintlich innovativen Charakter seiner Hauptthese. Zwar verwirft er zu Recht die Auffassung, dass die Kiever Rus' im untersuchten Zeitraum einseitig nach Byzanz orientiert oder von diesem politisch dominiert gewesen sei. Aber das andere Extrem, den byzantinischen Einfluss zu marginalisieren und zu minimieren und ihm das alternative Szenario einer dichten Westbeziehung gegenüberzustellen, entspricht wohl ebenso wenig der historischen Realität. Es sei daran erinnert, dass die Kaufleute aus der Rus' 1043 die Erlaubnis zur Gründung einer eigenen ständigen Handelsniederlassung innerhalb der Stadtmauern von Konstantinopel erhielten, die im 12. Jahrhundert bei der Kirche der Vierzig Märtyrer gelegen war. Mit Carsten Goehrke erschöpfte sich die Bedeutung der Christianisierung von Byzanz und Bulgarien her nicht in der „spezifischen Art der Frömmigkeit und des Gottesdienstes“ oder in der „ostslavisch-byzantinischen Synthese“ in Sakralbaukunst und Ikonenmalerei, sondern hinterließ tiefere Spuren in der Mentalität breiter Bevölkerungsschichten und im Herr-

schaftsverständnis der Eliten. Insofern ist immer noch gültig, was 1980 als Fazit der internationalen historischen Forschung im „Handbuch der Geschichte Russlands“ von mir so formuliert wurde: „Von dem *orbis christianus* des Mittelalters war das kulturell von Byzanz stark beeinflusste Kiever Reich mit seinen zugleich erstaunlich vielfältigen politischen, ökonomischen und kulturellen Beziehungen nach Westen ein Teil.“

Ungeachtet der kritischen Anmerkungen ist das Buch Christian Raffenspergers mit Gewinn zu lesen. Es ist engagiert und kenntnisreich geschrieben, gibt einen kompakten Überblick über die westlichen Kontakte und Beziehungen der Kiever Rus' nach Annahme des Christentums und bietet darüber hinaus reichlich Diskussionsstoff zu dem „ewigen“ Thema „Russland und Europa“. Es wäre deshalb mit dem Verfasser zu wünschen, dass sein Buch als neuerlicher Anstoß dienen möge, unser Wissen über die Stellung des Kiever Reiches innerhalb der mittelalterlichen europäischen Staatenwelt durch weitere Detailforschungen zu vertiefen.

Hartmut Rüb, Münster/Westf.

SONJA WEINBERG: Pogroms and Riots. German Press Responses to Anti-Jewish Violence in Germany and Russia (1881-1882). Frankfurt/Main: Lang, 2010. 243 S. ISBN: 978-3-631-60214-0

JONATHAN DEKEL-CHEN / DAVID GAUNT / NATAN M. MEIR / ISRAEL BARTAL (Hg.): Anti-Jewish Violence. Rethinking the Pogrom in East European History. Bloomington: Indiana University Press, 2010. 240 S. ISBN: 978-0-253-35520-1.

JOHN DOYLE KLIER: Russians, Jews, and the Pogroms of 1881-1882. Cambridge: Cambridge University Press, 2011. 500 S. ISBN: 978-0-521-89548-4.

John Doyle Klier, Professor für Jüdische Studien am University College in London, starb 2007. Im vergangenen und vorvergangenen Jahr sind nun drei Bücher erschienen, die auf unterschiedliche Weise als sein wissenschaftliches Vermächtnis gelesen werden können: John Klier, der akademische Lehrer, der Protagonist wissenschaftlicher Netzwerke und der Autor großer Werke über die Geschichte der Juden im Russischen Reich des 19. Jahrhunderts.

Dass SONJA WEINBERGS Dissertation von John Klier angeregt wurde, ist sofort ersichtlich. Ihr Ge-

genstand sind Wahrnehmungen der Pogrome von 1881 in der Presse – ein Feld, das Klier bereits für ausgewählte britische und russische Zeitungen bearbeitet hat. Bei Weinberg stehen nun vier Zeitungen aus dem Deutschen Reich im Mittelpunkt: die protestantisch-konservativen Blätter „Kreuzzeitung“ und „Norddeutsche“ (letztere stand Bismarck nahe), die katholisch-konservative „Germania“, sowie die moderate „Allgemeine Zeitung des Judentums“. Wie schrieben sie über die fast zeitgleich in Russland und dem Reich ausbrechenden Pogrome von 1881? Die Ergebnisse sind zunächst wenig überraschend: die drei konservativen Zeitungen verurteilten zwar die Gewalt, doch sparten zugleich nicht an Verständnis für die vermeintlichen Motive der Täter. Durch provokatives Verhalten, ökonomische „Ausbeutung“ und, im Falle der „Germania“, auch durch ihre angebliche Führungsrolle im Kulturkampf hätten die Juden den Unmut der übrigen Bevölkerung letztlich selbst auf sich gezogen. Die Ambivalenz gegenüber der Pogromgewalt, die schon Christhard Hoffmann als charakteristisch für den deutschen Antisemitismus des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus beobachtet hatte, findet sich also auch hier. Weinberg will zeigen, dass Vorwürfe gegen die Juden durchgehend dann deutlicher artikuliert wurden, wenn es um die Pogrome in Russland, nicht im

Deutschen Reich ging. Deshalb, so Weinberg, sei es ein Irrtum, dass nur eine „zivilisierte“, Gewalt ablehnende Form der Judenfeindschaft im Kaiserreich große Verbreitung gefunden habe. Waren erst (wie bei der Berichterstattung über Russland) innenpolitische Hemmnisse beseitigt, so offenbarte sich das ‚wahre‘, schon damals der Gewalt nicht abgeneigte Wesen des deutschen Antisemitismus.

Weinbergs Arbeit weist mehrere Schwächen auf. Zunächst ist die angeblich grundsätzlich unterschiedliche Berichterstattung über die russischen und deutschen Pogrome überraschend schlecht belegt. Hier wie dort beschuldigen die drei konservativen Zeitungen, mit den jeweils für sie spezifischen Akzentuierungen, die Juden, selbst für den „sozialen Zündstoff“ der Gewalt gesorgt zu haben. Graduelle Differenzen mag es geben, eine unterschiedliche Qualität der Rechtfertigung von Gewalt wird jedoch nicht erkennbar. Diese argumentative Schwäche geht mit einer darstellerischen einher, denn immer wieder verliert die Autorin ihre eigene These aus den Augen. Statt sich zu einem dezidiert diskursanalytischen oder an Repräsentationen orientierten Ansatz zu bekennen, fragt sie immer wieder auch nach der Natur antisemitischer Gewalt, wengleich ihre Quellenbasis, die selbst bei Zeitungen nicht über die vier genannten hinausgeht, dafür keine Grundlage bietet. Der Bezug des Kapitels über die „Allgemeine Zeitung des Judentums“ zur Frage nach den Spielräumen legitimatorischen Sprechens über Pogromgewalt bleibt unklar. Und sollte Weinberg nicht auch Dr. Isaak Rülff, den Rabbi von Memel kennen (S. 214), der für die Deutung der russischen Pogrome dieser Zeit gerade in Deutschland doch eine erhebliche Rolle spielte? Weinberg hat ein Buch geschrieben, das neue Quellen erschließt und auf ihrer Grundlage die These von der ambivalenten Haltung der Konservativen zu Gewalttaten gegen Juden bestätigt. Spezialisten werden es mit Gewinn lesen.

Der aus einer Konferenz von 2005 hervorgegangene Sammelband „Anti-Jewish Violence“ will Anregungen geben, neu über die Pogrome in Osteuropa nachzudenken. In der Tat gelingt es den Autoren, mit ihren prägnanten Texten das Phänomen aus teilweise ungewohnten Perspektiven zu betrachten. Das gilt für den ersten Abschnitt, in dem die einschlägigen Autoren ERIC LOHR, PETER HOLQUIST und NIKOLAJ P. BULDAKOV die bisher vergleichsweise wenig beachteten Pogrome der Jahre 1915 und 1917 analysieren und in ihrer Eigenart zu erklären versuchen. Lohr hebt für 1915 die Bedeutung eines neuen

„Wirtschaftsnationalismus“ hervor, Holquist macht hingegen den persönlichen Antisemitismus wichtiger Entscheidungsträger und die durch den Krieg neu eröffneten Gestaltungsspielräume des Militärs als maßgebliche Faktoren für die Vertreibungspolitik im besetzten Galizien von 1915 aus. Buldakov fragt nach den Korrelationen revolutionärer und anti-jüdischer Gewalt im Jahr 1917.

Der eigentliche Schwerpunkt des Bandes liegt jedoch, und hierin liegt seine Originalität, auf ausbleibenden oder beschränkten Pogromen. Damit erlaubt er eine wichtige Gegenprobe auf einschlägige Erklärungsmodelle, die ihrerseits meist anhand besonders schwerer Pogromereignisse entwickelt worden waren. So gelten modernisierungsbedingte gesellschaftliche Verwerfungen als maßgebliche Ursache der Pogrome, und tatsächlich zeigen die Artikel zu Weißrussland und Litauen, dass dort Pogrome unter anderem wegen der weniger dynamischen Entwicklung in Wirtschaft und Gesellschaft ausblieben. Andererseits kann JOHNATHAN DEKEL-CHEN in seiner Studie zur Krim in der Zwischenkriegszeit zeigen, dass das Konfliktniveau dort niedrig blieb, wo jüdische und nicht-jüdische Bevölkerungsgruppen etwa in gleichem Maße von neuen Entwicklungen profitierten. Uneinigkeit herrscht unter den Autoren über die Rolle der Behörden bei den Vorkriegspogromen. Während LILIA KALMINA in ihrem Aufsatz über Sibirien den Topos von den hohen Beamten als „passiven Pogromisten“ affiziert, schreibt VLADIMIR LEVIN in seinem bemerkenswerten Artikel über die jüdischen Strategien zur Abwehr von Pogromen, dass die Versuche, bei Staatsvertretern durch persönliche Fürsprache Gewalttaten zu verhindern, unter anderem deshalb wenig erfolgreich waren, weil die Beamten einer Erinnerung an ihren Auftrag, die öffentliche Ordnung zu bewahren, nicht bedurften. Der Band bietet mit seinen prägnanten, thesenorientierten Texten von Autoren, die bisher teilweise wenig wahrgenommenen wurden, wertvolle Anregungen für die weitere Diskussion um Pogromgewalt.

Die komplexe Geschichte der Interaktion des russischen Staates mit den Juden auf seinem Territorium – das ist das Thema, das JOHN KLIER zuallererst beschäftigte. Seine ersten beiden Monographien behandelten die Zeit von den Teilungen Polens bis ins späte 19. Jahrhundert, so dass das nun vorliegende, posthum herausgegebene Manuskript zu den Pogromen von 1881–1882 gewissermaßen den Schlussstein eines großen Gesamtwerkes bildet.

Mag der Titel des Buches („Russians, Jews, and the Pogroms“) zunächst überraschen, da es sich bei den Pogromen doch um ein genuin multiethnisches Phänomen handelte, so wird der Grund für diese Wahl doch hinreichend deutlich, denn es stehen die Juden einerseits und staatliche Akteure andererseits im Mittelpunkt. Damit spielt Klier seine größte Stärke aus: Er ist ebenso sehr Kenner der jüdischen wie der russischen Geschichte, und so kann er manche vereinfachende Erklärung durch Perspektivwechsel in Frage stellen. Das zeigt sich bereits im ersten Kapitel, in dem die Pogrome als Ereignisse vorgestellt werden. Das Bild von den Pogromtättern als entwurzelte bäuerliche Arbeitsmigranten aus Zentralrussland oder der Versuch der älteren Forschung, die im Südwesten stattfindenden, im Nordwesten aber ausbleibenden Pogrome mit dem Agieren der jeweiligen Generalgouverneure Drentel'n und Totleben zu erklären, hat vor Kliers Analyse keinen Bestand. Im zweiten Kapitel argumentiert der Autor gegen ökonomische Erklärungsmodelle der Pogrome. Wirtschaftskrisen gab es viele, doch Pogrome, zumal in großen Wellen, waren eine Ausnahme. Deshalb sollte die Gewalt nicht als fehlgeleiteter Sozialprotest gedeutet werden, sondern als Degradierungsritual gegen die Juden als eine im gesellschaftlichen Aufstieg begriffene Bevölkerungsgruppe. Doch warum beschützte der Staat seine jüdischen Untertanen nicht vor der Gewalt? Wer so fragt, könnte man mit Klier antworten, der kennt nicht die russischen Behörden, ihre begrenzten Kapazitäten und institutionellen Widersprüche. Die Polizei war machtlos, das Militär war auf Agrarunruhen, nicht auf einen unübersichtlichen urbanen Konflikt vorbereitet, und die Gerichtsurteile gegen die Pogromtäter fielen deshalb vergleichsweise mild aus, weil die Gesetze keine härteren Strafen erlaubten.

In den folgenden Abschnitten analysiert Klier die Wahrnehmungen der Pogrome in der russischen Presse, in der Kaufmannschaft, in verschiedenen sozialistischen Zirkeln und schließlich in den sogenannten „Ignat'ev-Kommissionen“, die auf Gouvernementsebene über die Bedeutung der Pogrome und die „jüdische Frage“ überhaupt berieten. Waren die

Berichte der Kommissionen oft als bloße Vorgeschichte der Maigesetze von 1882 wahrgenommen worden, so zeigt Klier eindrucklich, dass zwar darüber, dass die Juden in ihrer damaligen Situation ökonomischen Schaden für das Reich herbeiführten, ein übrigens auch die jüdischen Delegierten einschließender Konsens bestand, dass die daraus abgeleiteten Forderungen jedoch ein weites Spektrum aufwies. Bei den Maigesetzen selbst hebt Klier hervor, dass sie aufgrund handwerklicher Fehler große Deutungsspielräume zuließen, die aber auch im Sinne der Juden genutzt werden konnten und auch tatsächlich genutzt wurden. Das Buch untersucht außenpolitische Reaktionen auf die Pogrome, ihre Bedeutung als Impulsgeber für die politische Neuorientierung eines Teils der russischen Juden, insbesondere im Sinn verschiedener Emigrationsbewegungen, und die entsprechenden Debatten in der jüdischen Presse. Klier gelingt es, in jedem Abschnitt die bekannten Geschichten mit neuen Akzenten zu versehen, und doch verliert sein Buch hier an Stringenz. Er findet sie erst im Kapitel über die „alte“ jüdische Politik wieder. Die Forschung hatte sich bislang so sehr auf die „neuen“ Formen des Protzionismus und Sozialismus mit ihren neuen Trägerschichten konzentriert, dass die traditionelle jüdische Elite nur im Sinn einer Kontrastfolie Platz in den Darstellungen fand. Klier zeigt aber überzeugend, dass der Sankt-Petersburger Zirkel um Goracij Gincburg dank seiner ausgezeichneten Verbindungen in Regierungskreise in der Lage war, manche Härten der kommenden Maigesetze abzuwenden. Dass „die Geschichte der Jahre 1881-1882“ am besten als „Duell zwischen dem Gincburg-Zirkel und N. P. Ignat'ev sowie seiner Lakaien im Innenministerium“ zu verstehen sei (S. 327), ist sicherlich eine Zuspitzung; die Neubewertung des oft als bloße Wiederkehr des *shtadlanut* verkannten Agierens der „alten“ jüdischen Elite gehört jedoch zu den Höhepunkten dieses beeindruckenden Buches, das nun dank dem Engagement der Herausgeber posthum erscheinen konnte und in seinem Feld lange maßgeblich bleiben wird.

Stefan Wiese, Berlin

CAROLINA ARMENTEROS / RICHARD A. LEBRUN (eds.): Joseph de Maistre and his European Readers. From Friedrich von Gentz to Isaiah Berlin. Leiden [etc.]: Brill, 2011. XII, 303 S. = Studies in the History of Political Thought, 5. ISBN: 978-90-04-19394-9.

Es gebe kein ärgeres Geschick für einen Autor, so schrieb einst E. M. Cioran, als verstanden zu werden. Obwohl im Laufe seiner Interpretationsgeschichte nicht nur einmal das Verdikt über Joseph de Maistre ausgesprochen worden ist – das letzte erfolgte 1990 durch Isaiah Berlin, der ihn bekann-

termaßen als philosophischen Ahnherm des Faschismus brandmarkte – und damit vermeintlich klare geistesgeschichtliche Affiliationen hergestellt wurden, so zeigt die intensive Beschäftigung mit de Maistre spätestens seit dem Erscheinen der umstrittenen Monografie von Robert Triomphe 1968, dass sich das Werk des Savoyarden eindeutigen und in allgemeinem Konsens mündenden Auslegungen offenbar entzieht. Schon zu Lebzeiten gingen die Meinungen zu de Maistre, dessen Denken sich im Grunde genommen stets an einer radikal religionsphilosophischen Bestimmung des Verhältnisses zwischen Tradition und Moderne abarbeitete, weit auseinander: Die Parteigänger von Reform und Revolution verteufelten ihn als katholisch-monarchischen Reaktionär, die französischen ultramontanen und antinapoleonischen Zirkel begrüßten ihn gleichsam als Propheten der Vergangenheit, Staat und Kirche der Restauration wiederum begegneten seinem Werk wegen angeblicher antifranzösischer Untertöne eher kühl bis distanziert.

Diese Vielstimmigkeit in der Aufnahme de Maistres lag größtenteils an seinem unorthodoxen Zugang sowie an seinem stark polemisierenden Stil. Seine um die Figur der Gegenrevolution kreisenden Überlegungen, deren Summe er in den kurz vor seinem Tod veröffentlichten beiden Schriften „Du pape“ (1819) und „Les soirées de Saint-Petersbourg“ (1821) noch einmal niederlegte, richteten sich eigentlich auf eine historische Versöhnung von Religion und Politik und wandten sich dabei zugleich gegen die in der Vernunft und Selbstbestimmtheit gründenden Ideen der Aufklärung, die er für das Auseinanderfallen der christlich-katholischen Einheit Europas sowie für die Atomisierung der Gesellschaft im Einzelnen verantwortlich machte. Vor dem Hintergrund eines alttestamentarischen Gottesbildes entwarf de Maistre ein geradezu kosmisches Drama von Schuld und Sühne, das der Vorsehung eine herausragende Rolle zumaß und dem Bösen, wie es vor allem mit der Revolution über Frankreich hereingebrochen war, eine klar historische Bestimmung in der Heilsökonomie der Menschheit zusprach. Das Opfer von Unschuldigen wurde nicht nur gebilligt, sondern stellte geradezu eine Notwendigkeit für den fortschreitenden spirituellen Reinigungsprozess in der Geschichte dar, der letztlich in einer friedlichen, gesamt europäischen Gesellschaft münden sollte, die fest auf den Säulen des Katholizismus, monarchischer Autorität und der

aus den Traditionen erwachsenen Institutionen stand.

Dass die leichtfertige Verbindung de Maistres lediglich mit den ultranationalen und faschistisch-totalitären Strömungen vor allem des 20. Jahrhunderts nicht nur einen Kurzschluss darstellt, sondern an seiner eigentlichen Grundidee, die Metaphysik in die Sphäre des Politischen einzubinden, gänzlich vorbeigeht, zeigt nun der vorliegende Band. Auch wenn die Rezeptionsgeschichte des Savoyarden nicht ganz so unerforscht ist, wie die Herausgeber es in ihrer Einleitung herausstreichen, so ist dessen weit ausgreifende Wirkungsästhetik abseits der Ideologien und ihren hinlänglichen bekannten Mythologemen tatsächlich noch nicht geschrieben. Die hier versammelten Beiträge beschäftigen sich daher nicht vorrangig mit den Kernideen de Maistres und den jeweiligen Vereinnahmungen seiner Ausleger, sondern wenden sich diesen dezidiert als Leser seines Werks zu und versuchen deren spezifische Lektüren in den Blick zu bekommen. Dabei tut sich ein erstaunliches Spektrum auf. Zunächst ist es nicht weiter verwunderlich, dass hier berühmte Vertreter der deutschen Romantik wie etwa Friedrich Schlegel oder Franz von Baader in Anschlag gebracht werden. Deren starke geistige Affinität insbesondere zu den traditionalistischen Zügen in de Maistres Schriften findet sich vor allem in ihrer Spätphase, als sie fast allesamt eine Kehrtwende zum Katholizismus vollzogen hatten, und hatte sich recht offensichtlich im Rückgriff auf die (auch von Louis de Bonald) moralisch und sakral restituierte Instanz der Familie niedergeschlagen, die sie als universales Regelungsprinzip sowohl für den Staat als auch für die Gesellschaft auserkoren hatten. Auch die intensive und durchaus kritische Beschäftigung Friedrich von Gentz' und Sergej S. Uvarovs mit den Hauptwerken de Maistres kann nicht wirklich überraschen, da doch gerade sie als maßgebliche politische Größen die europäische Restauration entscheidend mitgestaltet haben und in de Maistres Schriften die Theoreme der kirchlichen und der monarchischen Autorität expliziert wiederfanden. Viel aufschlussreicher indes ist, dass des Totalitarismus und der Reaktion völlig unverdächtige Denker wie Auguste Comte, Walter Benjamin oder Herbert Marcuse sich in die Phalanx der bestrickten Leser de Maistres einreihen. Ihre Lektüren waren dabei keinesfalls von ideologischer Voreingenommenheit, Gegnerschaft oder gar Ressentiments geprägt (was für de Maistre selbst geradezu Grundvoraussetzung

war), im Gegenteil: Für Comte etwa hatte der Savoyarde sogar wesentlich zu einer „vernünftigen Analyse der notwendigen Bedingungen für jede geistige Ordnung“ beigetragen. Er teilte mit de Maistre die Kritik an der fadenscheinigen Heiligen Allianz und forderte gleichermaßen eine geistige Erneuerung Europas, die er in der Nähe zu de Maistres Konzept der kirchliche Autorität und der daraus erwachsenden christlich-moralischen Bildungsidee ansiedelte.

Benjamin wiederum hatte über seine Beschäftigung mit Baudelaire den Weg zu de Maistre gefunden. Es ist kein Geheimnis, dass sich Baudelaires poetologische Theorie der *correspondances* stark an de Maistres Konzept der *réversibilité* anlehnte, hatte er doch von sich selbst behauptet, dass erst de Maistre ihn eigentlich zur Vernunft gebracht habe. Benjamins Faszination für de Maistre entzündete sich aber vor allem daran, dass dieser die Moderne konsequent theologisch zu fassen versucht und im Zuge dessen in seiner erst posthum erschienenen Schrift „Examen de la philosophie de Bacon“ die Wissenschaft als zergliederndes und die Ideen isolierendes Instrument offen verurteilt hatte. Dies schlug sich auch in Benjamins Untersuchung zur Entstehung der Massen in Paris während des Second Empire nieder, in der er zunächst das zunehmende gegenseitige Misstrauen als neues Signum des modernen Menschen mit der Idee der Erbsünde parallelisierte. Seine Lektüre des „Examen“ weitete jedoch de Maistres wissenssoziologische Kritik an Bacon nun sozialpolitisch aus, und er schlussfolgte, dass die Gegenrevolution unweigerlich die Wiederherstellung des zwischenmenschlichen Bandes, das in der Moderne offensichtlich zerschnitten war, bedeuten musste.

Marcuse schließlich wurde von der Pathologie der Autorität angezogen, wie sie von de Maistre im Zuge seiner Aufklärungskritik entworfen worden war. Auch Marcuses ausdrücklich „dialektische Lektüre“ beschäftigte sich vor allem mit der de Maistreschen Figur der Gegenrevolution und insbesondere mit deren Umschlag in ein permanentes Ordnungsprinzip. Im Licht besonders des 20. Jahrhunderts, dessen Katastrophen Marcuse schmerzhaft am eigenen Leibe zu spüren bekommen hatte,

stand gerade die dunkle Seite der Aufklärung mit ihrer Fragmentarisierung und zugleich Rationalisierung des Lebens, wie sie de Maistre trotz seiner überzogenen und teilweise auch bösartigen Invektiven als erster klar erkannt und benannt hatte, mit Pate für Marcuses utopisches Denken. Freiheit, um die es Marcuse immer ging, entpuppte sich als eine konstante Gegenbewegung ohne Rücksicht auf die jeweiligen politischen Umstände – eine Radikalität, die vor allem in ihrem Anti-Establishment vieles de Maistre verdankte.

Freilich, die im vorliegenden Band vorgestellten Lektüren Einzelner mögen willkürlich erscheinen und lediglich den Höhenkamm der europäischen Geistesgeschichte begehen; auch ließe sich die nach nationalen Kriterien vorgenommene Einteilung dieser Lektüren sowie deren unterschiedliche Gewichtung leicht kritisieren. Im Mittelpunkt stehen deutsche und französische Leser; italienische, osteuropäische und britische sind mit je einem Beitrag deutlich unterrepräsentiert. Ostmitteleuropäische, skandinavische oder auch spanische Lektüren fehlen ganz. Dies aber ist leicht zu verschmerzen, nicht nur, weil man angesichts der momentan durchaus sichtbaren Forschungen zu de Maistre berechtigt Hoffnung haben darf, dass sich auch diese Lücke langsam schließen lassen wird, sondern vor allem angesichts des weiteren Ertrages, den dieser Sammelband seinen Lesern bietet: Ideengeschichte nicht vorrangig als Ideologiekritik zu schreiben, sondern aus einer individuellen Sozialgeschichte der literarischen bzw. philosophischen Milieus heraus zu denken. Hier hält die Kontingenz wieder Einzug in die Historiografie und zeigt einmal mehr, dass Zuschreibungen von links/rechts oder reaktionär/fortschrittlich den Ideen, die sie damit kategorisieren, nicht nur nicht gerecht werden, sondern die Geistesgeschichte im Sinne einer sich in ihren Verzweigungen scheinbar logisch fortspinnenden Erzählung und ihren scheinbar ebenso logischen politischen Umsetzungen ungebührlich vereinfachen. Lektüreerlebnisse gehen nicht einfach in ihren jeweiligen Umständen auf; sie stecken vielmehr einen Erfahrungshorizont ab, der sich nicht gänzlich rationalisieren lässt.

Roland Cvetkovski, Köln

ALEKSANDR JU. POLUNOV: K. P. Pobedonoscev v obščestveno-političeskoj i duhovnoj žizni Rossii. Moskva: Rosspeñ, 2010. 374 S., Abb. = Ljudi Rossii. ISBN: 978-5-8243-1491-5.

Konstantin Pobedonoscev war eine der wichtigsten Figuren der konservativ-restaurativen Richtung in der russischen Politik des späten 19. Jahrhunderts; als langjähriger Oberprokurator bestimmte er die Ge-

schicke der orthodoxen Kirche zwischen 1880 und 1905, als er – 78-jährig – vor allem wegen der Liberalisierungen auf dem Gebiet der Religionsfreiheit zurücktrat. Besonders sein Einfluss auf Aleksandr III. ist von großer Bedeutung; der Staatsbeamte war – nach dem Tod des älteren Bruders des jungen Prinzen – dessen Erzieher. Sein Wirken ist vor allem im Zusammenhang mit den Reformen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu sehen, gegen die er sich vehement wandte; allein in der Hinwendung zur Autokratie, ja in ihrer Stärkung sah er den richtigen Weg für Russland. Der orthodoxe Glaube und die Kirche sollten dabei eine wichtige Rolle spielen; dass es auch innerhalb der Kirche mehr und mehr emanzipatorische Strömungen gab, empfand Pobedonoscev lediglich als störenden Faktor; er nahm es nicht als Warnsignal wahr.

Die hier vorliegende Biographie ist eine umfangreiche Studie zum Leben und Wirken Pobedonoscevs. Nach einer ausführlichen Einleitung widmet sich der Verfasser in fünf Kapiteln dem Lebensweg Pobedonoscevs, wobei er in chronologischer Reihenfolge verfährt: „Der Anfang des Weges“, „Grundlagen der Weltanschauung“, „Der politische Aufstieg. Die Rolle in der Regierung von Aleksandr III.“, „Religion, Kirche und nationale Beziehungen“ und „Das Ende der Karriere“. Innerhalb dieser Kapitel sind die Abschnitte (jeweils zwischen vier und sechs) nach sachlichen Themen geordnet. Eine Zusammenfassung, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Register beschließen die Studie.

Der Verfasser bietet eine ausführliche und gut lesbare politische Biographie Pobedonoscevs. Er setzt sich dabei ausführlich mit der bisherigen Forschung auseinander, auch mit der ausländischen. Westliche Arbeiten zu Pobedonoscev hatten oft

einen besonderen Akzent auf der Rolle des Oberprokurors für die Kirche und versuchten, den russischen Konservatismus des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Revolution von 1917 zu analysieren, während in der sowjetischen Historiographie der ideologische Aspekt (Pobedonoscev als Kämpfer für die Interessen einer Klasse) vorherrschte. Der Verfasser der vorliegenden Studie vertritt im Großen und Ganzen die Sichtweise, dass die Positionen des Oberprokurors nur im Kontext der Epoche nach den liberalen Reformen der 60er- und 70er Jahre mit ihren Spannungen und Widersprüchlichkeiten zu verstehen seien; insbesondere die Hinwendung zur Einfachheit des gläubigen Volkes habe für viele Zeitgenossen eine attraktive Alternative zu innovatorischem Denken dargestellt. Ein zentrales Movens sei für Pobedonoscev der religiöse Aspekt gewesen, insbesondere das Bewusstsein von der notwendigen Glaubenseinheit zwischen den Trägern der staatlichen Macht und dem Volk. Allerdings habe er zur Jahrhundertwende den kommenden Veränderungen nicht mehr anders als mit Widerstand begegnen können; da es aber zu dieser Zeit schon eine neue Generation von Konservativen gegeben habe, habe Pobedonoscev seine Positionen nicht mehr durchsetzen und sich in seinem Amt nicht mehr halten können.

Die Studie ist gründlich gearbeitet. Neben den relativ zahlreichen veröffentlichten Quellen stützt sich der Verfasser in großem Maße auf Archivmaterial, hier besonders auf die Korrespondenz Pobedonoscevs, sowie auf die Einschätzungen und Wertungen von Zeitgenossen. Insgesamt handelt es sich um einen wichtigen Beitrag, der die russische Geschichte des späten 19. Jahrhunderts unter dem Aspekt des Lebens und Wirkens eines der wichtigsten Akteure besser verstehen lässt.

Thomas Bremer, Münster

August Ludwig (von) Schlözer in Europa. Hrsg. von Heinz Duchhardt und Martin Espenhorst. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2012. VIII, 272 S., 1 Abb. = Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Beihefte, 86. ISBN: 978-3-525-10103-2.

Der 200. Todestag des bedeutenden deutschen Aufklärers, Historikers, Staatswissenschaftlers und Publizisten August Ludwig (von) Schlözer im Jahre 2009 wurde zum Anlass genommen, in seinem Geburtsort Kirchberg an der Jagst (Gaggestatt) eine

Konferenz unter dem Titel „August Ludwig (von) Schlözer in Europa“ zu organisieren. Die auf dieser Konferenz gehaltenen Vorträge liegen den Beiträgen des hier rezensierten Sammelbandes zugrunde.

Die (größtenteils) deutschen, aber auch die italienischen und ungarischen Historiker, die zu dieser Veröffentlichung beigetragen haben, hatten sich zum Ziel gesetzt, eine Bilanz der bisherigen Schlözer-Forschung zu ziehen. Lange Zeit blieb diese wichtige Figur der akademischen Forschung des 18. Jahrhunderts unbeachtet. Im 20. Jahrhundert wurden dann vorwiegend nur einzelne Seiten seines

Wirkens unter die Lupe genommen – so beispielsweise seine Beziehungen zu Osteuropa, sein Beitrag zur Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung, seine politische Publizistik. Und obwohl schon lange einige biographische Arbeiten über Schlözer existierten, erlebte die Schlözer-Forschung erst im Jahr 2005 mit der Erscheinung des Buches von MARTIN PETERS (jetzt Espenhorst) „Altes Reich und Europa. Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig von Schlözer (1735–1809)“ den Durchbruch: Die vielfältigen und verschiedenartigen Texte des Gelehrten wurden zum ersten Mal als Teile eines Ganzen und in ihrem gegenseitigen Zusammenhang behandelt. In diesem Sinn legte das Werk von Peters schließlich den Grundstein zu einer soliden Schlözer-Forschung. Voraussetzung für weitere Fortschritte waren nun wiederum weitere, tiefergehende Studien zu den einzelnen Seiten von Schlözers Leben und Werk. Dieser Aufgabe fühlt sich im Wesentlichen der vorliegende Sammelband verpflichtet.

Was zieht also die gegenwärtigen Forscher dazu, sich mit diesem deutschen Professor zu befassen? U. MUHLACK macht in seinem Beitrag einen erneuten Versuch, den „ganzen“ Schlözer zu verstehen, und kommt zu dem Ergebnis, dass Schlözer in seiner Tätigkeit den Idealtyp des Gelehrten verkörperte – eines Vermittlers der Welt, der Kenntnisse sammelt und verbreitet. Man kann Schlözer kaum eine große Entdeckung zuschreiben, welche die Entwicklung eines Gebietes der Wissenschaft nennenswert beeinflusst hätte. Doch überall dort, wohin Schlözers Aktivität reichte, brachte er die Wissenschaft an sich hin, d.h. er vermittelte eine Vorstellung davon, welche grundlegende Bedeutung der genauen und systematischen Darlegung der Fakten – vor allem in den Geschichts- und Staatswissenschaften – zukommt. In einer Zeit, als die öffentliche Meinung erst noch am Aufkeimen war, eignete sich Schlözer mutig deren ‚Funktionen‘ an und bemühte sich, seine Leser an rationale, wissenschaftlich fundierte Urteile über das Handeln der Staatsmacht zu gewöhnen. In diesem Sinne kann man seine Tätigkeit als hervorragende Verwirklichung der Prinzipien der Aufklärung bezeichnen. Kein Zufall, dass uns die Anekdote überliefert wurde, dass Maria Theresia bei der Erarbeitung eines neuen Gesetzes sich dafür interessierte, was denn dazu „der Schlözer“ sagen würde.

Die Reichweite der Interessen und des Wirkungskreises Schlözers – sowohl in geographischer

Hinsicht (von Schweden und Russland bis zu den Osmanen) als auch in wissenschaftlicher – stellt zweifellos für Historiker einen Anziehungspunkt dar. Demgemäß gestaltet sich auch die Struktur des Sammelbandes. Den ersten Abschnitt eröffnen die Beiträge, die die osteuropäischen Verbindungen Schlözers, seine Rolle in der Entwicklung der Wissenschaft von der Geschichte der Slawen und der russischen Geschichte, behandeln. Auch hier, betonen die Autoren, trat Schlözer vor allem als Vermittler von Kenntnissen auf. Mit Ausnahme der fundamentalen Ausgabe der Nestor-Chronik kann man seine eigenen Forschungen nur als fragmentarisch bezeichnen. Er strebte nicht danach, russische Geschichte als vollendetes Ganzes vorzustellen, noch ihre einzelnen Abschnitte umzuschreiben – sein Hauptanliegen war es, russische Geschichte dem deutschen Publikum näher zu bringen, neue Forschungen anzuregen und gleichzeitig den Weg zu einer wissenschaftlichen Geschichtsforschung zu weisen. Als solchen betrachtete Schlözer vor allem die geschichtskritische Methode, die er in die osteuropäische Geschichtsschreibung verpflanzt hat.

In seiner Übersicht über Schlözers Verbindungen zu den Slawen betont R. LAUER, dass das Interesse Schlözers an der slawischen Geschichte im Wesentlichen in zwei verschiedene Phasen seines Lebens fiel. Die eine ist mit seiner Tätigkeit an der Akademie der Wissenschaften und seinem Eintritt in die Universität Göttingen verbunden, wohin er im Jahr 1769 gerade als Kenner der slawischen Geschichte berufen worden war, obgleich er dann recht schnell zum Professor für Statistik wurde. Die andere brach um 1800 an, als Schlözer sich mit der Vorbereitung der Nestor-Chronik beschäftigte. Gleichzeitig unterbrach Schlözer seine russischen Studien während seines ganzen Lebens nicht, wie er selbst bekannte. Davon zeugen seine zahlreichen Rezensionen russischer Bücher sowie seine über Jahre andauernden Kontakte zu den russischen Studenten in Göttingen. H. KEIPERT untersucht in seinem Beitrag die philologischen Studien Schlözers. Deren Höhepunkt stellt die berühmte „Grammatik“ der russischen Sprache dar, die Schlözer nur ein Jahr nach seiner Ankunft in St. Petersburg verfasste. Obwohl Lomonosov auf einige grobe Fehler in dieser „Grammatik“ hinwies, hatte dieses Werk Schlözers, wie es Keipert mittels einer mühevollen Analyse zeigt, zweifellos wesentlichen wissenschaftlichen Wert. Aber nicht nur die slawischen Sprachen interessierten Schlözer. Der Beitrag von

A. BIRÓ schildert seine Versuche, eine finnougri-sche Sprachwissenschaft zu entwickeln, sowie seine Begabung als Politologe, der der ungarischen Politik lebhaftes Interesse schenkte und eine Untersuchung über die Geschichte der Ansiedlung der Deutschen in Siebenbürgen vornahm.

Während mehr als 30 Jahren unterrichtete Schlözer Politikwissenschaften in Göttingen, und dieses Interessenfeld wird zum Hauptthema des zweiten Abschnittes des Sammelbandes. M. SCAT-TOLA analysiert Schlözers staatswissenschaftlichen Unterricht und den von dem Gelehrten durchgeführten Übergang von der Staatswissenschaft als theoretischer Disziplin zur Staatenkunde oder Statistik als angewandte Wissenschaft. In dem Beitrag wird gezeigt, dass Schlözers Statistiklehre das Idealmodell des aufgeklärten Absolutismus skizzierte und zugleich eine Übergangsetappe zu den liberalen Konzeptionen des 19. Jahrhunderts bildete. Diese Seite des „Schlözer-Liberalismus“ wird im Beitrag von W. BURGDORF am Beispiel der Vorstellungen Schlözers von der Verfassung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation untersucht. Gerade in der politischen Ordnung des Reiches wurzelten, so Schlözer, die „deutschen Freiheiten“, zu welchen auch das Recht auf freie Meinungsäußerung gehörte, das der Gelehrte zu schätzen wusste und auf dem seine Tätigkeit als Publizist basierte.

Gerade als Journalist und Publizist war Schlözer am besten bekannt, und dieser Seite seiner Biographie ist der dritte Abschnitt des Sammelbandes gewidmet. H. BÖNING zeigt in seinem Beitrag, dass Schlözer nicht nur mit den ‚neuen Medien‘ des 18. Jahrhunderts – den Zeitungen – meisterlich umzugehen wusste, sondern dass er sie auch transformiert hat, indem er über die „Kunst, Zeitungen zu lesen“, und über den Einfluss der Zeitungen auf ein breites Publikum nachdachte. Böning hebt den scharfsinnigen Gedanken Schlözers hervor, die Zei-

tungen seien „eines der großen CulturMittel, durch die wir Europäer Europäer geworden sind“. Schlözer sah die Zeitungen auch als Mittel zur Einigung der Nation. Zu einem ähnlichen Fazit kommt auch T. NICKLAS in seinem Beitrag. Der Autor legt dar, dass sich Schlözer sehr gut der Publizistik als eines Machtfaktors bewusst war und an einigen politischen Aktionen teilnahm, die gegen „Despotismuserscheinungen“ gerichtet waren und so ungewollt der zukünftigen Französischen Revolution den Weg bereitete, deren Ergebnisse Schlözer allerdings überaus kritisch bewertete.

Der vierte Abschnitt des Sammelbandes präsentiert verschiedene Aspekte der Ansichten Schlözers als Universalgelehrter. R. VINKE fragt nach Schlözers religiösem Bekenntnis, während H. ZEDELMEIER die theoretischen Grundlagen seiner Ansichten über Geschichte am Beispiel der Rolle der Vorgeschichte untersucht. Der für das Konzept des ganzen Sammelbandes wichtige Beitrag von M. ESPENHORST ist der historischen Konstruktion der Vorstellungen Schlözers über den „europäischen Menschen“ gewidmet, dessen Identität – Schlözer zufolge – in Vielem seiner Mobilität zu verdanken ist. Schlözer war einer der Ersten, der die Bedeutung des Reisens für die Europäer (insbesondere für die Deutschen) als Welterkenntnismittel hervorgehoben hat.

Es bleibt noch das Schlözer'sche Paradoxon, wie das abgeschiedene Milieu einer winzigen Graf-schaft einen Gelehrten und Weltreisenden hervorgebracht hat, der bestrebt war, die Welt im größtmöglichen Maßstab zu entdecken, die erworbenen Kenntnisse zu rationalisieren und den anderen näherzubringen. In dem vorliegenden Sammelband wurde wieder ein Schritt zu der Lösung dieses Paradoxons gemacht, und man kann noch auf weitere Schritte in dieser Richtung hoffen.

Andrej Andreev, Moskau

JULIE GRANDHAYE: Les décembristes. Une génération républicaine en Russie autocratique. Paris: Publications de la Sorbonne, 2011. 445 S., Abb., Tab., Graph. ISBN: 978-2-85944-662-8.

Die Bewegung der Dekabristen (die im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in Russland den Anfang mit den Untergrundgesellschaften machten) und des antimonarchischen Dekabristenaufstandes vom 14. Dezember 1825 ist nach wie vor eines der wichtigs-

ten Forschungsthemen zum zarischen Russland. In den letzten anderthalb Jahrhunderten sind sowohl in Russland als auch im Ausland Tausende von Artikeln, Hunderte von Monographien, Dutzende von Quelleneditionen mit Dokumenten, Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen publiziert worden. Wohl kein anderes Ereignis im Russland des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist so detailliert untersucht worden.

Das vorliegende Buch der französischen Autorin

Julie Grandhaye ist Frucht mehrjähriger Forschungen und fächert ein breites Bild der Dekabristenbewegung auf. Seinen Zielen nach steht dieses Werk in einer Reihe mit den klassischen Monographien von Marc Raeff in der englischsprachigen Historiographie und von M. V. Nečkina, N. M. Družinin, V. A. Fedorov u.a. in der russischen. Ein unbestreitbarer Verdienst der Autorin ist es, dass sie ihr Thema von den neueren Forschungstendenzen her anpackt, auch wenn in starkem Maße noch die traditionelle „große Erzählung“ zu finden ist, d.h. die sukzessive Schilderung der Entstehungsphasen und der Tätigkeit der geheimen Dekabristengesellschaften sowie des späteren Schicksals ihrer Mitglieder.

Wenn die sowjetische Historiographie den „Dekabristen-Mythos“ als ihr Hauptergebnis hervorgebracht hat – einen Mythos, nach dem die Dekabristen als heroische Kämpfer gegen die Autokratie, als „leidenschaftliche Revolutionäre“ erscheinen, und der bis in die Gegenwart die Schulbücher und das öffentliche Bewusstsein in Russland dominiert, so hat sich in den letzten 20 Jahren die Tonalität der Historiographie zu diesem Thema doch sichtlich verändert. Der Wunsch, diesen Mythos zu überwinden, führte zum gegenteiligen Extrem: Die Dekabristen wurden oft als herrschsüchtige Militärverschwörer dargestellt, denen kein Mittel zu schlecht war – bis hin zur Täuschung der Soldaten, zum Verrat an den Vorgesetzten und zum Eidbruch. Diejenige, die noch vor kurzem zu den „besten Menschen ihrer Zeit“ gezählt worden waren, nehmen in manchen gegenwärtigen russischen Monographien jetzt wieder (wie in der Zeit der Niederschlagung des Aufstands) die Gestalt von „Staatsverbrechern“ an.

In diesem Sinn lässt es sich in dem Werk J. Grandhayes ein positiver Ansatz nicht bestreiten: die Autorin setzt sich nicht zum Ziel, irgendwelche historiographische Trends umzukehren, sie bemüht sich aber um ein möglichst objektives und facettenreiches Bild der Mitglieder der Bewegung. Darin besteht die Methode von J. Grandhaye: Das Porträt einer ganzen Generation von jungen Adligen darzustellen, die, unabhängig davon, ob es ihnen beschieden war, in die Reihen der Aufständischen einzutreten, gemeinsame Ideen teilten und danach strebten, das Leben in Russland zu verändern, ihr Land europäischen Werten näher zu bringen und eine neue Staatsordnung auf konstitutioneller und gesetzlicher Grundlage zu schaffen.

Dementsprechend beschränkt sich J. Grandhaye bei der Darstellung der gesellschaftlichen Tätigkeit

der Dekabristen nicht auf die Komplote der geheimen Gesellschaften. Große Aufmerksamkeit widmet die Autorin der publizistischen Tätigkeit der Dekabristen, ihren literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten, ihren Versuchen, unter den Soldaten zu agitieren. Als neu darf die Frage nach den „Dekabristen in der Opposition zum Zaren nach 1825“ gelten. Die Autorin arbeitet einige gemeinsame Einstellungen heraus, die in den Veröffentlichungen der Mitglieder der Bewegung nach der Niederwerfung des Aufstands zum Vorschein kommen, als einige Dekabristen noch im Zentralrussland, manche im Ausland und etliche in sibirischem Exil lebten.

Hervorzuheben ist, dass in dem Buch nicht nur die Ereignis- und Ideengeschichte der Dekabristenbewegung beleuchtet wird, sondern auch die Bildung von eines gesellschaftlichen und historischen Gedächtnisses. Es wird versucht zu erklären, wieso ein misslungener Offiziersaufstand, dessen Zweck (die Einführung einer konstitutionellen Republik) a priori nicht erreichbar zu sein schien und der zudem unter der verfehlten Parole eines Herrscherwechsels zugunsten von „Kaiser Konstantin“ auftrat, so schnell zum Symbol der besten und höchsten aller sozialen Bestrebungen werden konnte – des Kampfes gegen die Willkür und für die Erneuerung Russland.

Bei einer so breiten Fragestellung ist es nicht verwunderlich, dass nicht alle Themen gleichermaßen beleuchtet werden. Insbesondere scheint ein gewisser, in der historiographischen Tradition verankelter Russland-Zentrismus die Autorin zu hindern, vergleichendes Material aus der Geschichte ähnlicher Untergrundgesellschaften der 1810er – 1820er Jahre in anderen Teilen Europas (darunter in Deutschland, Italien, Spanien, Griechenland) heranzuziehen, obwohl Verbindungen zwischen diesen Gesellschaften von Grandhaye durchaus eingeräumt und teilweise auch thematisiert werden, beispielsweise in dem hervorragenden Vergleich der Statuten des „Sojuz Blagodenstvija“ („Bund des tugendhaften Lebens“) und des deutschen Tugendbundes.

Auf's Ganze gesehen bedeutet das Buch von J. Grandhaye eine wichtige Etappe in der Dekabristenforschung, und es wäre der russischen Geschichtsschreibung zu wünschen, die Tradition solcher zusammenfassenden Darstellungen zu erneuern, in denen aktuelle Fragestellungen mit einer vertieften Analyse der historischen Umstände verknüpft werden.

Andrej Andreev, Moskau

STEVEN SEEDEL: *Mapping Europe's Borderlands. Russian Cartography in the Age of Empire*. Chicago [etc.]: University of Chicago Press, 2012. XI, 368 S., zahlr. Abb., Tab., Ktn. ISBN: 978-0-226-74425-4.

The study of geography is at last becoming fashionable in Slavic Studies, and Steven Seegel's work will remain one of its best products. Its value is enhanced by splendid color maps inserted between pp. 132 and 133; the quality of the paper and the format are a tribute to the good taste of Chicago University Press. However, the title is a misnomer: Seegel studies the Russian, Polish, and Austrian mapping of the former Polish-Lithuanian Commonwealth from the end of the eighteenth century to the Versailles Conference of 1919. Most of the bibliography is in the footnotes, but there is an additional, separate, bibliography, and both form a handy reference for further study.

This excellent book begins with the looting of the so-called Zaluski map collection in Warsaw by Russian troops in 1795. The collection was taken to Russia to become the nucleus of the Russian collection in the St. Petersburg Public Library. This is followed by a survey of Russian attempts to survey some parts of European Russia beginning in the sixteenth century and a chapter on Polish-Lithuanian cartography until the 1790s. This short first section follows an overlong introduction which tells us little about the book and is marred by a jargon which taxes the patience of the reader.

The second section is longer (sixty-five pages), and is mostly devoted to Russian cartography in the first half of the nineteenth century, until the creation of the Russian Geographic Society in 1845. It includes a very valuable chronological table of the surveys of various provinces of European Russia from 1828 to 1863 (pp. 68–71). We are told Nicholas Karamzin was not only a historian but also a cartographer, who was influenced by a French atlas published in 1801. The creation of a map depot and a corps of topographers, the contributions of the Decembrist Pavel Pestel', of Konstantin Arsenev and others, make a lively story. This section also includes a number of black and white maps (there is, unfortunately, no table of such maps), including a splendid one by Ivan Mironov showing the territory incorporated into the Russian Empire following the first and second partitions.

The Polish-Lithuanian contributions include those of the historian Joachim Lelewel, who, like Karamzin, was both a historian and a cartographer, and Simonas Daukantas, a Lithuanian from Samogitia and rival of Lelewel. Both, like Karamzin, used maps to represent an 'imagined past' which served to bolster the nationalist perceptions of their struggle with the 'other', whether Polish, Lithuanian, or Russian.

The longest section (131 pages) focuses on the latter half of the nineteenth century, with short chapters devoted to Petr Semenov (Tian-Shanskii), whose work, we are told, represented a high-water mark for "the fantasy of progress in geography and expansion of the empire", and Peter von Koppen, the most prominent of the ethnographic cartographers. Seegel devotes much space to the cartographic firm of Alexei Il'in and Vladimir Poltoratskii, who popularized, but tendentiously, Russia's historical cartography. This section also includes another valuable chronological table of ethnographic maps made between 1848 and 1811. As in the preceding chapters, there is a survey of Polish cartography and a new one on Ukraine (mostly Galicia, annexed by Austria at the end of the eighteenth century). The book ends with a shorter section on Russian, Polish, and Ukrainian cartography during the first two decades of the twentieth century.

The interested reader will be grateful to Seegel for such a comprehensive study of the cartography of "East Central Europe", meaning, essentially, the Russian share of the old Polish Empire incorporated by the Russians and the smaller part annexed by the Austrians. The Prussian share is ignored altogether. His book will remain a work of reference, but his interpretations will attract some readers and disconcert others. With the rise of nationalism in the latter half of the nineteenth century, Herder's call for the recognition of the individuality of each people had to find a response in cartography, but one need not conclude that this "ethnoschematization" would lead to the horrors of the twentieth century. If the purpose of maps was to help states govern their subjects, they first had to know them, where they lived and prospered. Ideas must not be judged by the atrocities of their unintended and unforeseen consequences.

Seegel is very fond of the term "fantasies", but in what way does cartography in "East Central Eu-

rope" create a "fantasy of providing membership in Europe" (p. 4)? Why were assertions of Poland's central role in Europe "flights of fancy" (p. 25)? Is it Europe or East Central Europe? What is "the fantasy of progress in geography"? (p. 114)? Why was it that "Russia's role as a European great power was as much fantasy as reality" (p. 188)? Was Russia a European or rather a "Eurasian power" (p. 33)? How was Catherine II "the godlike creator of European territoriality" and how did her maps "express pretensions to civilization" (p. 78)? Finally, what does it mean that Russia "encoded colonial Siberia as an Orthodox frontier" (and felt) "the same notions of boundlessness to the west against Catholic Poland" (p. 29)?

All this points to what I see as the book's major flaw: Seegel is so obsessed with his cultural jargon that his examination of maps becomes totally divorced from historical realities. Could it be that some of the claims made in the maps were grounded in historical realities, such as, for exam-

ple, the rivalry between Poland and Russia over hegemony in the Russo-Polish frontier, whose identity, going back to the Kievan Rus' and the Grand Duchy of Lithuania, had never been firmly established?

A few errors deserve only a passing mention. One does not cross the Niemen into Bielorrussia but into Lithuania (p. 62). Little Russian Cossacks did not include the Don Cossacks for the simple reason that the Don valley never was part of the Hetmanate; one should not make too much of a *rossiskii* and *russkii* in the eighteenth century: the terms are interchangeable, and the former was used much more often. The Pale of Settlement was not truly created in 1791. But these are details. In spite of Seegel's own stubborn devotion to a faddish craze about "culture", his book is a major achievement. I will treasure having it on my shelves, and I am sure I will turn to it very often.

John P. LeDonne, Cambridge, MA

WIEBKE BACHMANN: Die UdSSR und der Nahe Osten. Zionismus, ägyptischer Antikolonialismus und sowjetische Außenpolitik bis 1956. München: Oldenbourg, 2011. 224 S., Tab. = Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 102. ISBN: 978-3-486-70371-9.

Die Außenpolitik der Sowjetunion gegenüber den Staaten Asiens, des Nahen Ostens, Afrikas und Lateinamerikas ist in den letzten Jahren verstärkt in den Fokus der Forschung gerückt. Diesem Trend verdankt auch die Studie von Wiebke Bachmann ihre Entstehung. Die Autorin untersucht die Beziehungen der Sowjetunion zu zwei strategisch bedeutsamen Regionen bzw. Staaten des Nahen Ostens: Ägypten, das seit 1922 formell unabhängig war, aber weiterhin starkem britischen Einfluss unterworfen blieb, und Palästina, wo 1948 der Staat Israel gegründet wurde. Bachmann konzentriert sich auf die Phase zwischen dem Zweiten Weltkrieg und der frühen Chrusčev-Zeit. Ihre Herangehensweise an das Thema ist einem traditionellen Verständnis von Geschichte der Außenpolitik und Diplomatie verpflichtet. Es geht um Geopolitik, Großmachtkonkurrenz vor dem Hintergrund des beginnenden Kalten Krieges, um Sicherheitszonen und Einflussphären. Neuere methodische Ansätze – zu denken ist etwa an die Kulturgeschichte der Außenpolitik – bleiben unberücksichtigt, was den Wert der Studie aber nicht

im Geringsten schmälert.

Bachmann geht multiperspektivisch vor, indem sie Israel und Ägypten nicht als passive Objekte der sowjetischen Außenpolitik zeigt, sondern als selbstständige Akteure, die im Umgang mit Moskau eigene Ziele und Interessen verfolgten. Auf diese Weise entsteht ein dynamisches Bild wechselseitiger Einwirkung der Sowjetunion auf Israel bzw. Ägypten und umgekehrt. Damit ist auch schon ein hervorhebender Vorzug des Buches benannt. Anerkennung verdient des Weiteren die breite Quellengrundlage, die auch Material aus dem für Ausländer nach wie vor schwer zugänglichen Archiv für Außenpolitik der Russländischen Föderation (AVP RF) einschließt.

Bis in den Zweiten Weltkrieg hinein hatte die Sowjetunion kaum Möglichkeiten, auf den Nahen Osten einzuwirken. Zwar gab es seit den frühen 1920er Jahren in Ägypten und Palästina Kommunistische Parteien, die der Komintern angehörten, doch waren sie zu klein und zu unbedeutend, als dass sie brauchbare Instrumente für eine sowjetische Einflussnahme hätten abgeben können. Der Zionismus galt als Spielart des bürgerlichen Nationalismus, und daher kamen die jüdischen Siedler in Palästina als Verbündete nicht in Frage. Gemäß der Leninschen Doktrin, wonach der Nationalismus kolonialer und unterdrückter Völker legitim sei, weil er sich gegen den westlichen Imperialismus richte, wurden Natio-

nalebewegungen und Unabhängigkeitsstreben der Araber von Moskau gutgeheißen, wenn auch nicht aktiv unterstützt.

Erst 1943, als Ägypten mit britischer Erlaubnis die UdSSR diplomatisch anerkannte, eröffneten sich für die Sowjetunion Möglichkeiten, den Nahen Osten in ihre offizielle Außenpolitik einzubeziehen. Als bevölkerungsreichster arabischer Staat war Ägypten für die Sowjetunion von besonderem Interesse. Bald nach Kriegsende intensivierte sich auch das sowjetische Interesse an Palästina. In mehreren Kapiteln zeichnet Bachmann nach, wie sich die sowjetisch-ägyptischen und die sowjetisch-israelischen Beziehungen bis 1956 entwickelten und welche Ziele die drei Staaten jeweils verfolgten.

Wie nicht anders zu erwarten, waren die Motive der Moskauer Führer keineswegs uneigennützig. Es ging ihnen in erster Linie darum, die aus dem Kolonialzeitalter überkommene Hegemonie Großbritanniens im Nahen Osten nachhaltig zu schwächen. Auch das aus Moskau Sicht unwillkommene amerikanische Engagement im Mittelmeerraum und in Vorderasien verlangte nach Abwehrmaßnahmen. Von guten politischen Beziehungen zu Palästina/Israel und Ägypten versprachen sich sowohl Stalin und Molotov als auch Chrusčev einen Sicherheitsgewinn an der verwundbaren Südflanke der Sowjetunion, wo es, anders als in Osteuropa, keine von Moskau abhängigen Satellitenstaaten gab.

Die noch während des Krieges beginnende Annäherung an Ägypten und andere arabische Staaten erbrachte jedoch bis 1947 keine konkreten Erfolge, die in der Konfrontation zwischen der Sowjetunion und den Westmächten von Nutzen hätten sein können. Von den Arabern enttäuscht, revidierte Moskau seine Einschätzung des Zionismus. Es wandte sich Palästina zu und befürwortete die Gründung des Staates Israel. Die sowjetische Führung glaubte, Kapital aus den antibritischen Ressentiments der Zionisten schlagen, einen jüdischen Staat ins Fahrwasser der Sowjetunion ziehen und gegen Großbritannien in Stellung bringen zu können. Die Jewish Agency, Interessenvertretung der jüdischen Siedler, ging gerne auf die sowjetischen Avancen ein, hoffte sie doch, dass Moskau die großangelegte Einwanderung osteuropäischer und sowjetischer Juden nach Palästina/Israel fördern werde.

Davon hätten beide Seiten profitiert. Je größer die Zahl der Juden im Nahen Osten, desto besser – so die Überlegung der Jewish Agency – ließe sich die Existenz eines separaten jüdischen Staates recht-

fertigen, desto wirksamer – so Moskaus Kalkül – werde sich die britische Position untergraben lassen. Doch erneut erlebte die sowjetische Führung eine Enttäuschung: Nach einer kurzen Phase konstruktiver Beziehungen zur UdSSR wandte sich Israel 1949 dem Westen und insbesondere den USA zu. Erbost über die „Undankbarkeit“ der Juden, begann Stalin einen Rachezug, der in die Kampagne gegen „wurzellose Kosmopoliten“ und Schauprozesse gegen prominente jüdische Funktionäre in Osteuropa mündete. Wenige Tage vor seinem Tod befahl der Diktator schließlich den Abbruch der Beziehungen zu Israel.

Das sowjetisch-israelische Zerwürfnis zog eine Wiederannäherung der Sowjetunion an die arabische Welt nach sich. Moskau war bestrebt, vor allem Ägypten aus allen Allianzen herauszuhalten, die den arabischen Staaten von den Westmächten angeboten wurden (Alliiertes Nahostkommando; Bagdad-Pakt). Für die Offiziere um Gamal Abdel Nasser, die 1952 den ägyptischen König Faruk stürzten, war der Ostblock als Gegengewicht zum Westen und als Waffenlieferant attraktiv. Nasser, ein Führer der Bewegung der Blockfreien, betrieb eine opportunistische Schaukelpolitik, die um Äquidistanz zu den beiden Machtblöcken des Kalten Krieges bemüht war und Ost gegen West auszuspielen versuchte. Ogleich auch unter seiner Herrschaft ägyptische Kommunisten verfolgt wurden, avancierte der Nationalist Nasser zum Freund der Sowjetunion. Möglich wurde dies, weil Stalins Nachfolger den Nationalismus in den jungen Staaten der Dritten Welt noch einmal ausdrücklich als legitim anerkannten. Die Blockfreien mochten keine folgsamen Vasallen Moskaus sein, aber ihr gegen die alten Kolonialmächte gerichteter Nationalismus war ein wichtiger Aktivposten, den sich die Sowjetunion im Ringen mit dem Westen zunutze machen wollte.

Bachmanns Studie ist rundherum gelungen. Das Buch überzeugt durch schnörkellose Präsentation und eloquente Interpretation der historischen Fakten sowie einen angenehm handlichen Umfang. Es erinnert daran, dass sich die Erforschung von Diplomatie und internationalen Beziehungen nicht in der Beschäftigung mit performativen Aspekten wie Sprache und Ritualen erschöpfen darf. Im Mittelpunkt einer traditionell verstandenen Geschichte der Außenpolitik stehen die konkreten Interessen von Staaten und die Frage, unter welchen Bedingungen diese Interessen formuliert und mit welchem Ergebnis sie in der internationalen Arena verfochten werden.

Dass dieser Ansatz keineswegs obsolet ist, sondern noch immer wichtige Erkenntnisse zu liefern ver-

mag, hat Wiebke Bachmann eindrucksvoll bewiesen.

Andreas Oberender, Berlin

* * *

Außerdem wurden in *recensio.net* Besprechungen in rein elektronischer Form als „jgo.e-reviews“ 2014,3 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

- ATTILA KOLONTÁRI: *Hungarian-Soviet Relations, 1920–1941*. (Norbert Spannenberger)
- Častnoe predprinimatel'stvo v dorevoljucionnoj Rossii. Étnokonfessional'naja struktura i regional'noe razvitie, XIX – načalo XX v. / Otv. red. B. V. Anan'ič, D. Dal'mann, Ju. A. Petrov. (David Ransel)
- DANIEL LIMBERGER: *Polen und der „Prager Frühling“ 1968*. Reaktionen in Gesellschaft, Partei und Kirche. (Maximilian Graf)
- DETLEF BRANDES: „Umvolkung, Umsiedlung, rassische Bestandsaufnahme“. NS-„Volkstumspolitik“ in den böhmischen Ländern. (Kristina Kaiserová)
- Geisteswissenschaften und Publizistik im Baltikum des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. / Herausgegeben von Norbert Angermann, Wilhelm Lenz, Konrad Maier. (Martin Munke)
- GEORG KASTNER: *Ungarn 1956 vor der UNO*. (Andreas Hilger)
- Gesicht statt Maske. Philosophie der Person in Russland / Hrsg. von Nikolaj Plotnikov und Alexander Haardt. (Roland Cvetkovski)
- Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Band IX: Soziale Strukturen. 1. Teilband: Von der feudalaragraren zur bürgerlich-industriellen Gesellschaft. Teilband 1/1: Lebens- und Arbeitswelten in der industriellen Revolution. Teilband 1/2: Von der Stände- zur Klassengesellschaft / Hrsg. von Helmut Rumpel und Peter Urbanitsch. Redaktion Ulrike Harmat. (Isabel Röskau-Rydel)
- Die hussitische Revolution. Religiöse, politische und regionale Aspekte / Hrsg. von Franz Machilek. (Manfred Alexander)
- HUGH D. HUDSON: *Peasants, Political Police, and the Early Soviet State. Surveillance and Accommodation under the New Economic Policy*. (Andreas Oberender)
- INES KOELTZSCH: *Geteilte Kulturen. Eine Geschichte der tschechisch-jüdisch-deutschen Beziehungen in Prag (1918–1938)*. (Jana Bürgers)
- Istorija sub'ektivnosti. Drevnjaja Rus' / Sostavitel' Ju. P. Zareckij. (Hans Hecker)
- JAN KLÁPŠTĚ: *The Czech Lands in Medieval Transformation*. / Translated by Sean Mark Miller and Kateřina Millerová. Edited by Philadelphia Ricketts. (Manfred Alexander)
- Jerusalem in the North. Denmark and the Baltic Crusades, 1100–1522 / Ed. by Ane Bysted, Carsten Selch Jensen, Kurt Villads Jensen and John H. Lind. Transl. from Danish by Sarah and Frederik Pedersen. (Raoul Zühlke)
- JULIA DÜCKER: *Reichsversammlungen im Spätmittelalter. Politische Willensbildung in Polen, Ungarn und Deutschland*. (Kolja Lichy)
- KÅRE JOHAN MJØR: *Reformulating Russia. The Cultural and Intellectual Historiography of Russian First-Wave Émigré Writers*. (Zaur Gasimov)
- KERRIN GRÄFIN VON SCHWERIN: *Wissen und Kontrolle. Das große Spiel in Asien im 19. Jahrhundert*. (Rudolf Augustinus Mark)
- LAWRENCE SONDHAUS: *World War One. The Global Revolution*. (Georg Wurzer)
- LJUDMILA V. MICHEEVA: *Inostrannye voennoplennye i internirovannye vtoroj mirovoj vojny v Central'nom Kazachstane (1941 – načale 1950ch gg.)*. (Andreas Hilger)
- MAIKE LEHMANN: *Eine sowjetische Nation. Nationale Sozialismusinterpretationen in Armenien seit 1945*. (Moritz Florin)
- MARCI SHORE: *The Taste of Ashes. The Afterlife of Totalitarianism in Eastern Europe*. (Gerhard Wetzig)
- One Law for All? Western Models and Local Practices in (Post-)Imperial Contexts / Ed. by Stefan B. Kirmse. (Katalin Gönczi)
- Opfernarrative. Konkurrenzen und Deutungskämpfe in Deutschland und im östlichen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg / Hrsg. von K. Erik Franzen und Martin Schulze Wessel. (Natali Stegmann)
- ORLANDO FIGES: *Schick einen Gruß, zuweilen durch die Sterne. Eine Geschichte von Liebe und Überleben in Zeiten des Terrors / Aus dem Englischen und Russischen übersetzt von Bernd Rullkötter*. (Robert Kindler)

- Pol'sha i Rossija v pervoj treti XIX veka. Iz istorii avtonomnogo Korolevstva Pol'skogo, 1815–1830 / Otv. red. Svetlana M. Fal'kovič. (Daria Sambuk)
- STEFAN PLAGGENBORG: Ordnung und Gewalt. Kernalismus-Faschismus-Sozialismus. (Christopher Gilley)
- TIMOTHY JOHNSTON: Being Soviet. Identity, Rumour, and Everyday Life under Stalin 1939–1953. (Alexandra Oberländer)
- VERA G. ČENCOVA: Ikona Iverskoj Bogomateri. Očerki istorii otnošenij grečeskoj cerkvi s Rossiej v seredine XVII v. po dokumentam RGADA. (Ekkehard Kraft)
- VLADIMIR G. MOSOLOV: IMÉL – citadel' partinnoj ortodoksii. Iz istorii Instituta Marksizma-Leninizma pri CK KPSS, 1921–1956. (Andreas Oberender)
- Ein weißer Fleck in Europa... Die Imagination der Belarus als Kontaktzone zwischen Ost und West / Hrsg. von Thomas M. Bohn und Victor Shadurski. (Eva Mäder)
- WILLIAM JAY RISCH: The Ukrainian West. Culture and the Fate of Empire in Soviet Lviv. (Christoph Mick)